



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2013

literatur nr. 30

1. Auflage Mai 2013

Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Layout und Satz: textzentrum graz

Cover und Autorenfoto: Robert Fimbinger

Druck und Bindung: Theiss GmbH


ISBN 978-3-9503343-4-0



Als e-Book erhältlich unter ISBN 978-3-902901-35-4.

e-Book-Produktion: spree-media.net Berlin

Alle Rechte vorbehalten

 kultur steiermark

GRAZ
KULTUR

Julian Schwarze

Klangvolle Stille

Ein Fantasy-Roman

PROLOG

Es heißt, die Geschöpfe der großen Völker seien von den Gottheiten zu unterschiedlichen Zeiten erschaffen worden. Anfangs waren die vielen Inseln nur von Tieren bewohnt, von denen sich eine Art besonders rasch ausbreitete und bald über alle anderen herrschte – die Einhörner. Sie schlossen sich zu großen Herden zusammen und verdrängten die anderen Lebewesen aus ihren Revieren. In der Folge verschwanden auch viele Pflanzenarten und weite Steppen verwandelten sich über die Jahre hinweg in Wüstenlandschaften.

Bald würde alles nur mehr eine trockene, leblose Einöde sein.

Schließlich – es war das erste Mal in der Geschichte – beriefen die Gottheiten eine Versammlung ein. Es heißt, sie hätten über ein Jahrhundert lang beraten oder – was viel wahrscheinlicher ist – darüber gestritten, wie sie die drohende Gefahr am besten abwenden könnten.

Einige von ihnen waren der Meinung, sich aus dem Lauf der Welt heraushalten zu müssen, andere wiederum erinnerten daran, dass es ihre Pflicht als Gottheiten war, etwas zu tun.

Oros der Mächtige konnte die Mehrheit der Gottheiten dazu bewegen einzugreifen, bevor alles Leben ausgelöscht sein würde.

Die einflussreichsten unter ihnen, darunter auch Arasis der Kühne, taten sich zusammen und schufen die Magie. Es war eine Macht, die dazu dienen sollte, die Wälder zu bewahren, den noch verbliebenen Tieren eine sichere Umgebung zu gewährleisten und die Wüstenflächen wieder fruchtbar zu machen. Obwohl die Lebewesen sie kaum wahrnehmen konnten, war sie fortan allgegenwärtig wie die Luft, die Erde, das Wasser und das Feuer.

Für Katharina.

Mit Dank an meine Eltern und an meine Lehrer Gerhard Wilhelmer, Harald Marth und Bernadette Keiper.

Kein Tier sollte dazu befähigt sein, Magie anzuwenden oder sie zu brechen – wie man auch dazu sagt –, denn dadurch würde es zu mächtig werden und eine neue Gefahr darstellen.

Tatsächlich erblühte das Land durch die Kraft der Magie von Neuem. Es brauchte nun keine Tiere mehr, um die Pflanzen zu bestäuben oder ihre Samen zu verteilen. Der Kreislauf der Natur wurde von der Magie im Gleichgewicht gehalten.

Langsam bildeten sich die Wüstenflächen zurück und es breiteten sich wieder Wiesen und Wälder aus, die reichlich Nahrung für die Tiere boten.

Doch bald wurde auch die Macht der Einhörner wieder größer. Sie waren ganz versessen darauf, die anderen Arten auszurotten, und so war die Vielfalt der Natur erneut bedroht.

Arasis der Kühne berief wiederum eine Versammlung der Gottheiten ein. Doch diesmal wollte er nicht verhandeln und beraten. Er bat Oros, ihn ein neues Geschöpf erschaffen zu lassen, das mächtig genug sein würde, den Einhörnern zu trotzen.

Und so kamen die Arasien in die Welt. Sie waren groß gewachsen, hatten breite Schultern und kräftige scharfe Zähne, und ihre Aufgabe war es, über die Wälder zu wachen.

Da sie aufrecht auf ihren Hinterbeinen standen, hatten sie ungewöhnlich kräftige Schenkel und waren sie ausgezeichnete Läufer, was ihnen zugute kam, wenn sie den Einhörnern entkommen oder sie gar jagen wollten. Anfangs verwendeten sie Prügel und Steine als Waffen.

Sie verfügten auch über einen ausgesprochen feinen Geruchssinn und waren klug und lernfähig. So entwickelten sie auch die Fähigkeit, sich mit Lauten und Rufen zu verständigen, wie es die Tiere nicht vermochten.

Sie lebten in Wäldern oder Höhlen, wobei die Frauen das Heim hüteten und die Männer auf die Jagd gingen. Die Frauen genossen einen überaus hohen Stellenwert,

weil sie es waren, die neues Leben hervorbrachten, und da die Arasien nicht an die Gottheiten glaubten, vergötterten sie ihre Frauen.

Dennoch waren sie ein kriegerisches Volk, wie auch Arasis selbst eine kriegerische Gottheit war, und sie begannen die Einhörner nicht nur zu vertreiben, sondern sie auch gezielt auszurotten.

In den meisten Geschichten heißt es, dass diese so faszinierenden Tiere in jener Zeit ausstarben. Dennoch tauchten in späteren Zeiten hier und da noch ein paar ihrer Art auf. Vielleicht hatten die Einhörner sich in irgendein sicheres Land zurückgezogen, vielleicht waren sie auf eine andere Insel geflohen, vielleicht war es ihnen auch nur gelungen, sich vor den Arasien zu verstecken.

In der Natur kehrte wieder Frieden ein und die Tiere standen unter dem Schutz der Arasien.

Arasis wurde als Held gefeiert. Er gewann an Ansehen und selbst Oros verneigte sein Haupt vor ihm. Doch vergaßen die Gottheiten darauf zu achten, was in den Ländern der großen Insel weiter geschah.

Die Arasien waren als Krieger geschaffen worden und so lag es in ihrer Natur, Konflikte durch Kampf zu regeln. Es kam dazu, dass sich das Volk in einzelne Clans aufsplitterte, doch selbst innerhalb dieser Gruppen herrschte keine Einigkeit, sodass sich einzelne Familien aus der Gemeinschaft zurückzogen.

Es folgten viele Schlachten zwischen den Familien und den Clans. Hauptsächlich kämpfte man um Gebiete und Ländereien, denn je größer das eigene Reich war, umso sicherer konnten die Familien leben, umso mehr Nachkommen wurden geboren und zu Kriegern ausgebildet.

Diese Kriege führten zu einem Streit unter den Gottheiten. Man gab Arasis die Schuld am kriegerischen Verhalten seines Volkes, doch eine noch weitaus größere Gefahr als die Arasien stellte die Magie dar, die nun nicht mehr zu bändigen war, auch nicht von den Gottheiten

selbst. Sie war allgegenwärtig, eine unsichtbare Macht, die sich erst dann entfalten sollte, wenn Gefahr bestand, dass die Natur aus dem Gleichgewicht kommt.

Behemus, eine Gottheit, die Arasis um seinen Ruhm beneidete, schuf heimlich ein weiteres Volk, die Bettas, die fern der großen Insel hoch im Norden bei den Hohen Bergen lebten. Es waren sehr kleine Wesen mit langen knöchigen Armen und kurzen Beinen mit langen Zehen.

Ihre Haut war von gräulicher bis bläulicher Farbe. Zwei leuchtende Augen stachen aus dem Kopf hervor, Mund, Nase und Ohren waren klein und kaum zu sehen.

Sie waren ausgezeichnete Kletterer und herrschten recht bald über die Hohen Berge, doch ihre wahre Stärke lag in der Fähigkeit unscheinbar zu sein.

Behemus hatte die Bettas nur zu einem Zweck geschaffen: Sie sollten die Arasis überlisten, sich in ihre Dörfer einschleichen und die Frauen abschlachten, denn ohne sie würde es keinen Nachwuchs mehr geben.

Die Bettas sollten über das große Meer kommen und den Norden der größten Insel erreichen, auf der die Arasis lebten. Doch dieser Plan scheiterte.

Oros der Mächtige erfuhr von Behemus' Absicht, und in seiner Wut löste er auf See einen heftigen Sturm aus, doch wengleich dieser von zerstörerischer Kraft war, so konnte er den Bettas doch nichts anhaben, denn ihr Überlebenswille war zu stark. Sie schafften es, sich auf eine kleine Insel zu retten.

Die Gottheiten verbannten Behemus daraufhin aus ihrem Reich. Oros ließ nun aus den Tiefen der heiligen Quelle im Westen der großen Insel seine eigene Schöpfung steigen: die Oronin. Auch sie waren kleine Wesen mit spitzen Ohren und einem starken Willen. Auch wenn sie auf den ersten Blick hässlich wirkten, so verbarg sich tief in ihrem Inneren eine unübertreffliche Schönheit. Sie bewegten sich mit großer Eleganz und waren geschickter als alle anderen Lebewesen.

Oros hatte jedoch nicht bedacht, wie die Arasis reagieren würden, wenn sie auf die Oronin stießen.

Natürlich betrachteten die Wächter der Wälder das neue Volk als einen Feind und sie begannen die Oronin zu jagen und zu hetzen. Die kleinen Kreaturen waren gegen die großen Krieger machtlos, da Oros ihnen keine zusätzlichen Fähigkeiten gegeben hatte, die sie gegen die Arasis einsetzen hätten können.

Aus dem Hass zwischen Arasis und Oronin entstand der längste Krieg zwischen zwei Völkern, der bis zum heutigen Tage andauert.

Da die Arasis den Oronin überlegen waren, zog sich Oros' Volk nach Norden an die Küste zurück, wo sie sich ansiedelten und auf die Ankunft der Bettas warteten.

Über Jahre und Jahrzehnte hinweg geschah nichts. Einige der Gottheiten hofften bereits, die Bettas wären wieder zu den Hohen Bergen zurückgekehrt, doch sie irrten sich.

Behemus, der nach seiner Verbannung als Sterblicher wiedergeboren worden war, führte sein Volk zum Osten der großen Insel, von wo aus sie unbehelligt nach Westen weiterzogen, den Arasis entgegen.

Wie die einstige Gottheit es beabsichtigt hatte, erwies sich sein Volk als den Arasis überlegen. Sie waren zu klein und zu geschickt, um entdeckt und gejagt zu werden. Doch eines Tages gelang es einem der großen Clananführer, Behemus zu überlisten und ihn zu töten.

Mit einem Schlag war der Wille der Bettas gebrochen, es war, als stünden sie unter einem Bann. Vielleicht aus Angst, da sie nun erkannt hatten, dass selbst der mächtige Behemus ihnen unterlegen war, schlossen sie sich den Arasis an.

Die Kunde von Behemus' Tod erreichte selbst die Oronin, die nun in Scharen von Norden in die Gebiete der Arasis einfielen und die anderen Völker bekämpften.

Auch unter den Gottheiten brach ein Streit aus. Man gab Oros und Arasis die Schuld an den Missständen.

Zugleich war es nun kein Geheimnis mehr, wie man neue Völker erschaffen konnte. Renetus der Radikale schuf die Renz, große, zottelige Bestien. Wie die Arasien standen auch sie auf ihren Hinterbeinen und hatten die Pranken für Waffen aller Art frei, doch waren sie nicht als Wächter und Bewahrer geschaffen worden, sondern als Monster mit gewaltigen Stoßzähnen und einem riesigen Maul.

Die Renz zogen in Rudeln durch die Ländereien, mordeten und plünderten. Wenngleich sie niemals so stark waren wie die anderen großen Völker, konnten sie in kleinen Gruppen über all die Jahre hinweg überleben und werden noch heute als Bestien gefürchtet.

In vielen Geschichten steht geschrieben, dass Riefus, der Sohn des Behemus, sich für die Verbannung und den Tod seines Vaters rächen wollte. Deshalb schuf er das mächtigste aller Völker, jenes, das den anderen überlegen war, weil es sich der Sprache bedienen und Handel betreiben konnte.

Er war der Erste, der sein Volk, die Menschen, nicht nach sich selbst benannte und nicht wie die anderen Gottheiten nach Perfektion strebte. Die Menschen waren voller Fehler und Schwächen, doch er stattete sie mit der Fähigkeit aus, einander zu verzeihen, sich zu irren und auch das Scheitern zuzulassen.

Es waren die Menschen, die Liebe empfinden konnten, es waren die Menschen, die unter Kummer litten. Und dennoch wurden sie zum mächtigsten aller Völker, denn sie betrieben Handel und errichteten eine soziale und politische Struktur.

Viele Gottheiten rätselten über Riefus' Vorgehensweise, sie misstrauten ihm, sie vermuteten einen tückischen Plan. Auch konnten sie sich nicht erklären, wie ein Volk so voller Schwächen so mächtig werden konnte.

Am wahrscheinlichsten allerdings gilt, dass Riefus nicht nach Rache trachtete, vielmehr wollte er die Taten seines Vaters wieder gut machen und die anderen Gottheiten die Kunst des Verzeihens lehren.

Ein ganzes Jahrhundert lang standen die Völker einander im Krieg gegenüber. Als fast schon der gesamte Westen der größten Insel von den Menschen beherrscht wurde, geschah etwas, was sich keiner der Gottheiten – selbst Riefus nicht – erklären konnte: die Verschmelzung zweier Kreaturen durch Magie.

Über dieses Ereignis gibt es zahlreiche Aufzeichnungen, zumal die Menschen der Schrift mächtig waren.

Ein junger Menschen-Mann war einst bis zum See im Herzen des westlichen Teils der großen Insel vorgedrungen, wo er auf eine Oronin-Frau traf. Die beiden Geschöpfe wurden von Liebe zueinander erfasst und ihre Körper verschmolzen durch Magie miteinander. Zwei Seelen waren nun in einem Körper gefangen. Auch das Aussehen dieser neuen Kreatur hatte sich verändert.

Ein neues Volk war entstanden. Weitere Menschen-Männer gerieten in den Bann der Oronin-Frauen, und als jene Verschmelzungen, jene *Kreaturen* – wie auch immer man sie nennen mag – in die Dörfer der Oronin kamen, sprang die Magie, die in den Geschöpfen steckte und die Seelen an einen Körper band, auf die Oronin über und veränderte auch sie – ohne dass es zuvor zu einer Verschmelzung zweier unterschiedlicher Völker gekommen war.

Über Generationen hinweg hatten sich die Oronin verändert, und ihr Aussehen glich zunehmend dem der Menschen. Sie waren in etwa gleich groß, und wenn sie in einen Umhang gehüllt waren, sahen sich die beiden Völker zum Verwechseln ähnlich. Nur ihre Gesichter waren unterschiedlich geformt. Die Elfen – wie das neue Volk nun genannt wurde – hatten spitze Ohren, einen schmalen Kopf und kühle Augen. Sie waren auch sehr schlank und wendig, waren schnelle Läufer, konnten gut mit Waffen umgehen und hatten einen scharfen Blick.

Von ihren Fähigkeiten her waren die Elfen den Menschen weit überlegen. In ihnen schlummerten starke Kräfte. Sie waren die Einzigen, die die Magie zu bändigen und zu ihrem Vorteil einzusetzen wussten. Diese Fähigkeit

ging über all die Jahre und Generationen hinweg zwar langsam verloren, doch in späterer Zeit gelang es erstmals auch den Menschen, Magie zu brechen und einzusetzen.

Die Elfen erlernten bald die Sprache und Schrift der Menschen, und nach einigen Jahrzehnten entwickelten sie sogar eine eigene Sprache, die den Menschen teils immer noch fremd und unverständlich ist.

Der Name der Oronin geriet bald in Vergessenheit, wie auch einige wenige ursprüngliche kleine Oronin selbst – welche nun in den Geschichtsbüchern als »Elfchen« bezeichnet wurden.

Der zunehmende Wohlstand der Elfen führte zu einem weiteren Krieg – angestiftet von den Weisen der Menschen –, und bald waren all die großen Völker mit einbezogen. Bestehende Bündnisse wurden zerschlagen und neue geschlossen. Kaum jemand konnte den Überblick bewahren. Und während die Arasien erneut gegen die Menschen kämpften, zogen sich die Elfen nach Norden und Osten zurück.

Jene von ihnen, die im Norden blieben und den Oronin am nächsten verwandt waren, errichteten inmitten eines Waldes eine kleine Stadt. Sie mussten ständig auf der Hut sein und sich vor feindlichen Truppen verstecken.

Andere, die schon zuvor nach Osten gezogen waren, hatten es besser getroffen. Sie errichteten eine große Stadt nahe den Bergen, wo sie sich fern vom Feind weiterentwickeln konnten. Ihr Gesicht bekam mit der Zeit eine rundlichere Form und auch das Haar, das einst schwarz war, nahm einen leicht rötlichen Farbton an.

Einige wenige waren schon Jahre zuvor nach Südosten weitergezogen, außerhalb jener Gebiete, die in den Landkarten der Menschen erfasst waren. Bald gerieten diese Elfen in Vergessenheit und man hörte lange Zeit nichts mehr von ihnen.

Ein Jahrhundert später – im Norden war die kleine Stadt bereits zu einer recht großen angewachsen, und im

Osten war Alphradon zur Hauptstadt der Elfen mit dem Königssitz ernannt worden – tauchte jedoch ein neuer Volksstamm der Elfen auf. Sie nannten sich Nalabin, die Elfen aus dem Süden. Ihre Verwandtschaft zu den Nalyot-Stämmen, die von der Gottheit Nalyos geschaffen worden waren, stand außer Zweifel: Die dunkle Haut, die feinen Sinne und ihr Geschick im Umgang mit dem Bogen und Wurfmessern war ihnen gemeinsam. Dennoch blieben sie Elfen wie die Oronin und die Sofra, wie die Elfen im Nordosten nun genannt wurden.

Der Krieg vereinte das Elfenvolk und ihre drei Stämme erneut, wobei die Sofra zum größten Stamm anwuchsen.

Die Jahre verstrichen und die Völker entwickelten sich weiter. Hatten die Arasien einst noch mit Steinen und Speeren gekämpft, so trugen sie nun geschmiedete Klingen und schwere Rüstungen. Ähnliches traf auch auf die Bettas zu, wobei diese bis heute kaum Waffen tragen.

Die Menschen hatten ein gewaltiges Reich mit mehreren großen Städten gegründet, das sich über den gesamten westlichen Teil der Insel erstreckte. Man nannte es das Westliche Reich.

Die stärkste Entwicklung hatte vermutlich das Elfenvolk durchgemacht. Zwar gab es abgesehen von ein paar kleinen Ansiedlungen am Hafen nur zwei nennenswerte große Städte – Dagorra im Westen, inmitten des Westlichen Reichs, und Alphradon im Nordosten –, doch lebte das Volk in größerem Wohlstand als jedes andere.

Die Elfen hatten nicht nur gelernt, Sprache und Schrift zu gebrauchen, Häuser zu errichten, Steine ineinander zu verkeilen, das Eisen zu schmieden, sie waren auch wahre Meister in der Anwendung von Magie geworden.

Einen großen Niedergang mussten die Renz erleben. Sie waren das einzige Volk, das sich nicht die Sprache der Menschen aneignen konnte, der einzig nennenswerte Fortschritt war, dass sie nun Hacken, Äxte und Breitschwerter statt Holzprügel trugen.

Über die beiden anderen, jüngeren Völker, die Nalyot und Pütuv – geschaffen von der Gottheit Pütus – findet sich in den Aufzeichnungen kaum etwas. Sie waren zwar nach dem Ebenbild der Menschen erschaffen worden, doch zogen sie sich recht bald in den Süden zurück.

Es ist ungewiss, wie viel von diesen Geschichten der Wahrheit entspricht. Doch der Gedanke, dass jedes große Volk direkt von einer der Gottheiten geschaffen wurde, klingt durchaus überzeugend. Vor allem auch deswegen, weil ihre Schöpfungen der Beweis dafür sind, dass selbst sie nicht perfekt waren, dass selbst sie Fehler machten und einander bekriegten.

Vermutlich haben sich die Gottheiten schon vor langer Zeit, nach der Erschaffung der letzten Völker, zurückgezogen und kümmern sich kaum noch um die Geschehnisse auf den Inseln.

Auch ohne das Einschreiten der Gottheiten hat sich vieles verändert. Die Holzhütten wichen Lehmhütten und diese wiederum Steinhütten, Straßen wurden gebaut, verbreitert und auf den wichtigen Handelswegen sogar gepflastert.

Diese Blütezeit des Westlichen Reichs fand jedoch bald ein Ende. Die Machtverhältnisse ordneten sich neu und während der Wohlstand des gemeinen Volkes stetig sank, gelang es der einflussreichen Bevölkerungsschicht ihre Reichtümer zu vermehren und immer mächtiger zu werden.

Seit vielen Jahren regiert nun ein mächtiger Herrscher, Kaiser Mandossar, das Westliche Reich. Sein Schwert, eine magische Klinge, die stets den Weg zu ihrem Herrn zurückfindet, hat ihn unbezwingbar gemacht. Einst war er ein weiser und gütiger Herrscher gewesen, doch getrieben und zerfressen von Ehrgeiz – und Scham – ist er zu einem grausamen und rücksichtslosen Tyrannen geworden, der sein Volk leiden lässt und mit krankhaftem Eifer Jagd auf die anderen Völker macht. Er nimmt ganze

Arasiensstämme gefangen und sperrt sie in seine Kerker. Die wenigen Renz, die noch durch das Land streiften, wurden entweder getötet oder zu bezahlten Schergen des Kaisers.

Einzig die Elfen waren noch unbehelligt geblieben – doch vermutlich nur deshalb, weil sie in den Wäldern im Norden nahezu unauffindbar waren.

Im Osten grenzte ein weiteres Menschenreich an jenes des Kaisers. Man nannte die Bürger Kollahns auch oft die *Ostmenschen* oder *Menschen aus dem Osten*.

Sie waren politisch unabhängig – ob sie nun gegen den Kaiser, oder gegen die Elfen waren oder sich mit dem einen oder anderen verbündet hatten, weiß keiner mehr so genau, zu lange schon lebten sie zurückgezogen.

Inzwischen war eine Zeit angebrochen, in der die Menschen im Westlichen Reich in großen Städten lebten, die Straßen waren verdreckt und stanken bestialisch. Viele Bürger erkrankten und starben bald darauf. Jene Heiler – in den meisten Fällen waren es Frauen –, die nicht dem Kaiser dienten und auf die Wirkung von Kräutern vertrauten, verschwanden ganz plötzlich und tauchten wenige Tage später tot in einem der verdreckten Flüsse oder in den nahen Wäldern auf.

Bildung war nur den reichen Bürgern zugänglich, Gelehrte gab es nur wenige und sie bevorzugten es, ihre Schüler einzeln zu unterrichten.

Das Geschäft mit der Prostitution blühte auf, Frauen wurden nun wie Waren gehandelt und mussten zugleich hohe Steuern an den Kaiser abliefern.

Es herrschte eine grausame Ungerechtigkeit. Öffentliche Hinrichtungen standen an der Tagesordnung, Anhörung oder Verteidigung gab es keine.

Und nahe einer solchen Stadt im Norden der großen Insel lebte ein Einsiedler, verborgen im Wald.

1. KAPITEL

Ich wurde in eine Welt hineingeboren, die mir bereits von meinem ersten Schrei an feindlich gesinnt war. Jenem ersten Schrei, den ich vermutlich in einem Wald wie diesem hier tat, fern jeder Menschenseele.

Menschen wie ich waren keine Seltenheit.

Menschen... ich wusste nicht einmal, ob ich tatsächlich jenem Volk angehörte, da ich nichts über meine Vorfahren wusste. Doch zumindest dem Aussehen nach glich ich den Menschen, hatte die Statur eines kräftigen Mannes, schlanke Beine, die sowohl lange Märsche als auch schnelles Laufen und das Erklimmen niedriger Mauern gewohnt waren, große Hände, die den Schwertgriff fest umschlossen oder den Bogen spannten, eine muskelbepackte Brust, die von Narben überzogen war, Ohren, die das leiseste Geräusch wahrnahmen, das dunkle Haar der Südländer, leicht gebräunte Haut, einen Mund, der selten sprach, und Augen, die hinter den verzerrten Fratzen der Stadtbürger die dunklen Seiten der Seele zu erkennen vermochten.

Menschen wie ich waren keine Seltenheit.

Wie viele Kinder mögen wohl jedes Jahr in den Wäldern fernab der Siedlungen ausgesetzt werden? Zwar war das Ausstoßen von Kindern unter Androhung der Todesstrafe verboten worden, doch wenn ein Vater nicht genügend Korn für das Brot erntete und die Brust der Mutter durch die vielen Kinder bereits ausgezehrt war, wurde das jüngste Kind – das den Winter ohnehin nicht überstanden hätte – nach wie vor auf diese Weise seinem eigenen Schicksal überlassen.

Nur sehr wenige dieser Kinder überstanden die ersten paar Nächte im Freien. Wenn überhaupt, war das nur in der warmen Jahreszeit möglich, weshalb ich das Licht der Welt wohl im Frühsommer erblickt haben musste.

Ein Kind konnte nur überleben, wenn sich ein Fremder – meist waren es Reisende – seiner annahm. Der Kaiser hatte ein Gesetz erlassen, demzufolge ein jeder Findling aufgenommen werden musste. Ob es befolgt wurde, konnte jedoch nie wirklich kontrolliert werden, und so appellierte es an jene, die ohnehin Erbarmen mit einem solchen Kind hatten. Diese Findlinge oder Ausgestoßenen, wie man meinesgleichen abwertend nannte, erfuhren nicht viel Liebe, und sobald sie laufen und selbstständig essen konnten, wurden sie fortgeschickt – oft hatten die Familien, die sich ihrer angenommen hatten, nicht einmal genügend Nahrung, um den Sohn eigenen Blutes durchzufüttern.

Ein Ausgestoßener gehörte dem niedrigsten Stand an, wurde weniger geachtet als Knechte und Diener. Es wurde allgemein auch stillschweigend geduldet, wenn man einen von meiner Herkunft quälte, misshandelte oder gar tötete.

Die Mädchen und Frauen schlugen sich meist mit Prostitution durch. So kann man annehmen, dass die jüngsten der Huren, die kaum mehr als elf Winter zählten, Ausgestoßene waren. Eine solche Dirne wurde nicht selten gebrandmarkt oder verstümmelt, und verspürte ein Freier den Drang, dem jungen Weib Gewalt anzutun, so musste er nicht fürchten, für diese Tat von den Stadtwachen zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Als Mann erwartete einen ein etwas besseres Schicksal. Blieb man in der Stadt, so war man vor feindlichen Soldaten geschützt und hatte zu essen und einen Schlafplatz, aber da sie nur harte körperliche Arbeit angeboten bekamen, starben viele Männer schon in jungen Jahren.

Die meisten Ausgestoßenen mieden jedoch die Städte und lebten am Land, in den Wäldern oder arbeiteten auf kleinen Höfen. Auch ich war einer von denen, die nie in einer Stadt gelebt hatten.

Ein junges Mädchen hatte mich einst als Säugling, keinen Tag war ich alt gewesen, gefunden. Sie hatte in der Nacht zuvor – so erzählte sie mir später – ein totes Kind

geboren und war in den Wald gegangen, um es zu begraben. Als sie mich fand, habe sie sofort gewusst, dass ich ein Geschenk der Gottheiten sei.

Sie gab mir die Brust und kümmerte sich liebevoll um mich. Ich habe kaum Erinnerungen an jene Tage, doch die Nächte waren kalt und manchmal – so schien mir – war ich allein gewesen.

Das Mädchen musste mich immer wieder verlassen, um in der Stadt zu arbeiten. Ich vermutete, dass auch sie eine Ausgestoßene war – obwohl ich nie eine Brandmarkung an ihr erblickt habe. Während ich durch den Wald streifte und mich auf das Sammeln von Beeren und genießbaren Blättern verstand, folgte sie ihrem vorherbestimmten Schicksal, der Prostitution. Wenn sie genügend Geld zusammengespart hatte, kam sie zu mir in den Wald zurück. Auf geheimnisvolle Weise schien sie immer zu wissen, wo ich war, und wenn ich mich in Gefahr befand, tauchte sie stets aus dem Nichts auf, um mir beizustehen.

Im Laufe der Zeit wurden ihre Besuche seltener und ich begann mich an das Leben als Einsiedler zu gewöhnen. Ich war inzwischen flink genug, um erfolgreich zu jagen, und ich versuchte mein Wissen über Pflanzen beständig zu erweitern. Oft lag ich unter Schmerzen und Krämpfen halb vergiftet und dem Tod nahe gegen einen Baum gelehnt oder saugte an den Wurzeln seltener Kräuter, die Erbrechen verursachten und mich wieder entgifteten.

Ich erinnere mich noch gut an jenen Morgen, als die Umriss einer Gestalt im Nebel langsam deutlicher wurden und sie, die Frau, die mir alles bedeutete, mir eine Mutter war, auf mich zuschritt. Sie führte zwei Pferde an ihren Zügeln mit sich und verkündete, dass wir uns auf eine lange Reise begeben würden. Sie führte uns vom Norden des Westlichen Reichs durch die Wälder bis an die östlichen Grenzen, dort wählten wir einen Weg nach Süden und durchritten viele Städte. Sie wollte mir die Menschen zeigen. Anfangs waren sie mir so fremd und mich ekelte

vor den lüsternen Männern, die meiner Zieh Mutter grob an die Brüste griffen. Nicht selten schritt ich ein und es kam oft zu Kämpfen, in denen ich immer unterlag. Wie viele Knochen waren mir in jener Zeit gebrochen worden und wie viele Schmerzen musste ich erdulden, doch von Mal zu Mal wurde ich stärker und geschickter. Bald war ich ein ausgezeichneter Kämpfer, und von einem Freier, der sich an meiner Zieh Mutter vergreifen wollte, erbeutete ich ein Messer, das ich einzusetzen lernte.

Je weiter unsere Reise nach Osten und Süden führte, desto öfter trafen wir auf Menschen, die uns freundlich behandelten. In der ersten Zeit waren wir kaum voneinander zu trennen gewesen, doch als wir ein kleines Dorf inmitten des Westlichen Reichs erreichten – es war nahe einem großen See –, wollte sie mich nicht in ihrer Nähe haben, während sie ihren Körper an fremde Männer verkaufte. Es kam auch vor, dass sie vergewaltigt wurde, und aus diesem Grund drängte ich immer darauf, in einem Zimmer nebenan zu sein, um notfalls einschreiten zu können, doch sie winkte ab und trug mir stattdessen auf, Geld als Tagelöhner zu verdienen.

So kam es, dass ich mir verschiedene handwerkliche Fertigkeiten aneignete: einfache Tischlerarbeiten, Brot backen, Stoffe weben oder Stahl schmieden. Da ich mich als geschickt erwies und den Zimmermeistern sogar beim Zeichnen der Pläne hilfreich war, brachte man mir sogar das Lesen bei.

Meine Zieh Mutter sagte immer, wir würden diese Reise machen, damit ich die Menschen kennenlerne und sehe, wie unterschiedlich sie sind, obwohl sie alle einem Volk entsprangen. Auch war sie sichtlich erfreut darüber, dass ich als Tagelöhner so vieles erlernte. In Wahrheit, so schien mir, hatte sie die Reise jedoch aus einem anderen Grund angetreten. Sie traf sich zunehmend mit Männern – teils von hohem Stand –, und wenn ich für mehrere Wochen an einem Hof oder in einer Werkstatt Arbeit gefunden hatte, ritt sie fort,

manchmal in jene Wälder, die von den schrecklichsten aller Kreaturen beherrscht wurden: Arasien, dem Volk des Krieges, das den Menschen und Elfen verhasst war. Ich wollte nicht, dass sie sich dieser Gefahr aussetzte, doch sie versicherte mir, dass es keinen Grund zur Sorge gäbe, denn die Arasien – so brutal und grausam sie auch sein konnten – würden jedem Lebewesen mit Achtung gegenüberreten. Aber es war eine Achtung, die zweifellos mit Hass verbunden war, weshalb es töricht war, sich darauf zu verlassen, dass sie – wie mir meine Ziehmutter versicherte – nicht angriffen, wenn man sich an die Regeln der Höflichkeit hielt und den Arasien waffenlos gegenübertrat.

Tatsächlich kehrte sie jedes Mal unverehrt aus den Wäldern zurück. Manchmal wirkte sie niedergeschlagen und enttäuscht, doch es kam auch vor, dass sie voller Stolz und Glückseligkeit war, gerade so, als hätte man ihr eben eine Frohbotschaft verkündet.

Die gemeinsame Reise dauerte zwei Jahre, und als wir wieder zu den Wäldern im Norden des Westlichen Reichs gelangten, trennten sich unsere Wege. Zum Abschied überreichte sie mir ein längliches Bündel, das sie all die Zeit über bei sich getragen hatte. Sie schärfte mir ein, es verborgen zu tragen und fortan die Städte zu meiden. Verwundert öffnete ich das Bündel und erblickte ein prächtiges Schwert, das in einer vergoldeten Scheide steckte. Fassungslos bestaunte ich die Klinge, die aus feinsten Metallen geschmiedet war. Obwohl ich sie mehrmals danach fragte, sagte sie mir nicht, woher sie das Schwert hatte. Sie verriet mir nur, dass es nie fern von mir sein würde. Ich begriff nicht, was damit gemeint sein konnte, bis ich eines Tages – ich hatte das Schwert, während ich auf der Jagd war, in meinem Lager zurückgelassen – das Gewicht der Waffe an meinem Gürtel spürte. Und mit einem Mal wurde mir klar, dass dieses Schwert voller Magie war, die nun wie Blut durch meinen ganzen Körper strömte.

Bevor sie am Tag des Abschieds auf ihr Pferd stieg, um, wie sie sagte, in ihre Heimatstadt zurückzukehren, gab sie mir einen Kuss auf den Mund. Es war das erste Mal, dass sie ihre Zuneigung auf diese Weise zeigte, und ich konnte die Liebe spüren, die sie für mich empfand.

Als sie zwischen den Bäumen verschwand, wurde mir klar, dass dies vielleicht unsere letzte Begegnung gewesen war. Sie kam danach kein einziges Mal mehr in den Wald, und als ich Nachforschungen anstellte, erfuhr ich, dass sie in der Stadt Hesana, unweit des Waldes lebte. Dort verdiente sie ihr Geld als Dirne, doch im Unterschied zu vielen anderen Frauen, die dieses Schicksal teilten, schaffte sie es, unverehrt zu überleben. Kein Mann wagte es, ihr ein Leid zuzufügen, denn man sagte ihr magische Kräfte nach und alsbald wurde sie das Hexenweib genannt.

Ich saß am Ufer eines schmalen Flusses und warf flache Steine ins Wasser, die ein paar Mal über die kleinen Wellen hüpfen, ehe sie versanken.

Nachdenklich betrachtete ich das Wasser, das wie die Zeit an mir vorbeiströmte. Wie lange hatte ich nun schon als Einsiedler gelebt oder mich im Schwertkampf geübt, gegen Renz, Arasien, Bettas und auch Menschensoldaten gekämpft. Zweifellos war ich ein starker Krieger, der jedoch keinem Reich und keinem Herrn verpflichtet war. Ich war ein freier Mann, frei, wie so viele es sich ersehnten, doch der Preis dafür war die Einsamkeit. Natürlich war ich – trotz der Warnung des Hexenweibs – in Städte geritten, um ein bürgerliches Leben zu führen, doch da ich weder Papiere über meine Herkunft hatte noch mich als Sohn eines Vaters, dessen Namen ich kannte, ausweisen konnte, war ich, wie es schien, auf ewig dazu verdammt, mein Leben als Ausgestoßener zu fristen. Ich hatte auch schon einmal in Erwägung gezogen, mir die Papiere eines tödlich verunglückten Reisenden anzueignen, doch widersprach dies meiner Vorstellung von der Wahrung der Totenwürde.

Das Hexenweib hatte mich stets dazu angehalten, alle Völker als gleichwertig zu betrachten und ihnen ohne Vorurteile zu begegnen. Sie lehrte mich die verschiedenen Staatsformen und erklärte mir sogar das Elfenreich. Ihr lag sehr viel daran, dass ich mich mit den Geschöpfen der großen Völker verständigen kann. Tatsächlich hatte ich auch bereits eine friedliche Begegnung mit einem Arasier gehabt, doch kaum ein Wesen war willens, mich anzuhören oder sich mir anzuvertrauen. Zu fremd war ich.

Nun, an einem Tag wie diesem, stellte sich mir jedoch die Frage nach dem Sinn meines Daseins. Warum war ich, was ich bin: ein starker Krieger, der keinem Heer angehörte, ein Schriftkundiger, der nie eine Bibliothek betreten hatte, ein Magier, der noch nie einen Schüler unterrichtet hatte, ein Mensch, der nach Gerechtigkeit strebte, doch nie als Richter urteilen konnte. Wozu hatte ich all die Jahre überlebt, die Vergiftungen im Kindesalter überstanden, die kalten Winter ertragen und in Kämpfen gesiegt, wenn ich doch immer ein Ausgestoßener bleiben würde? Jemand wie ich hatte keine Zukunft. Zwar gab es nicht wenige Leute, die das Leben eines Einsiedlers bevorzugten, weil es Freiheit bedeutete, doch die meisten Einsiedler hatten sehr wohl eine Aufgabe, waren etwa ständig auf der Suche nach Wissen, zogen von Stadt zu Stadt oder übten sich in den Kriegskünsten, um bei einer Schlacht ihrem Volk als Elitekämpfer dienen zu können. Ich hingegen schien für niemanden von Nutzen zu sein, und so fragte ich mich, weshalb die Gottheiten mich über all die Jahre beschützt hatten. Warum bedachten sie ausgerechnet einen Ausgestoßenen mit all den Fähigkeiten, die ich hatte?

Seit Wochen schon plagten mich solche und ähnliche Gedanken. Und diese Gedanken waren wie ein Geschwür, das sich ausbreitete, alles andere verdrängte und nicht zu bekämpfen war. Vielleicht waren auch die kalten Nächte und kurzen Tage Grund für meine trübsinnige Stimmung.

Ich beugte mich vor und hielt den Kopf über das Wasser, sodass ich verschwommen mein Spiegelbild sah, das in den Wellen wie ein Banner wirkte, das im Wind wehte. Schließlich hielt ich den Atem an und tauchte den Kopf unter.

Die Kälte traf mich, als wäre ich gegen eine Wand gelaufen; sofort lief ein eisiger Schauer über meinen Rücken und jedes einzelne Haar stellte sich auf.

Ich zog den Kopf wieder aus dem Wasser und atmete tief durch. Die Kälte half mir, wieder klare Gedanken zu bekommen.

Schließlich zog ich mir den Wams und das dicke Hemd aus, das von Erde und Sand verschmutzt und voll grüner Grasflecken war. Nachdem ich selbst die schwarze Hose aus gefärbtem Leder und die Unterbekleidung abgelegt hatte, stieg ich nackt in den Fluss und wusch mich gründlich.

Auch wenn der Gestank noch nicht ganz aus den Haaren gewichen war, fand ich mich – für die Kälte und Jahreszeit – bald sauber genug, um mich hastig wieder anzukleiden und den Weg zurück zum Lager zu laufen.

Dort angekommen, machte ich ein kleines Feuer, an dem ich mich wärmte und trocknete.

Nach einer Weile, mein Haar war von den wärmen-den Flammen getrocknet – und geräuchert –, legte ich all meine Waffen vor mir nieder. Neben dem wertvollen Breitschwert besaß ich noch ein schmäleres und leichteres Schwert, das ich um den Rücken gebunden trug und das mir in Kämpfen, die ich gegen mehrere Angreifer gleichzeitig führen musste, treu diente. Natürlich hatte ich auch eine Auswahl an verschiedenen Messern unterschiedlicher Qualität. Einige waren schlichte Wurfmesser, andere gleichen Dolchen und wurden dann eingesetzt, wenn das Schwert zu viel Aufsehen erwecken würde. Mein bestes Messer hatte ich, im Stiefel versteckt, um den rechten Unterschenkel gebunden. Es hatte mich schon viele Male aus fest verschnürten Fesseln befreit, außerdem suchte

man nie in den Stiefeln nach Waffen, sodass ich meine Schätze bei Gefahr bedenkenlos bei mir behalten konnte – denn das wertvolle Schwert war ja durch Magie an meinen Körper gebunden und fand auf wundersame Weise stets den Weg zu mir zurück.

Auch trug ich einen einfachen Bogen und zwei gefüllte Köcher bei mir. Zwar übte ich mich regelmäßig im Schießen, doch für mein alltägliches Leben im Wald waren diese Waffen kaum zu gebrauchen, da ich bei der Jagd mit Speeren erfolgreicher war.

Beim Abschied hatte das Hexenweib gesagt, dass ein jeder Einsiedler ein Pferd haben sollte, und so überließ sie mir die Stute, die mich auf der zweijährigen Reise begleitet hatte. Dass diese Stute kurz zuvor von einem wilden Hengst bestiegen worden war, hatte ich jedoch nicht gewusst, und so kam es, dass ich eines Tages Herr über zwei Pferde war.

Ein karger Winter zwang mich dazu, die Stute zu verkaufen, da sie mehr Geld einbrachte als der störrische junge Hengst. Dieses dickköpfige Wildpferd musste ich nun bändigen, was mir schließlich auch gelang, und Nothon, wie ich ihn nannte, war mir von da an treu ergeben.

Als die Klingen der Schwerter und Messer, die vor mir lagen, gesäubert und geschliffen, die Pfeile und Speere ausgebessert waren und der Bogen neu bespannt war, tat ich einen tiefen Atemzug und versank kurz darauf in eine schwerelose Tiefe.

Fragen bedrängten den Geist meines körperlosen Selbst: Warum war ich mit all den Gaben beschenkt worden, stand im Schutz der Gottheiten, wenn keine von ihnen einen Weg für mich bestimmt hatte? Welchen Zweck hatte mein Dasein, wenn ich doch nichts tun konnte, das von Bedeutung war? Ich war weder ein Beschützer verirrter Wanderer noch überfiel oder plünderte ich Wehrlose. Wenn ich tötete, so tat ich dies, um mein eigenes Leben zu retten. Meine Überzeugung war, dass eine jede schlechte

Seele ihren gerechten Tod finden würde oder aber im Jenseits alle Qualen, die sie auf Erden anderen zugefügt hatte, selbst erleben würde.

Doch was würde wohl mich erwarten? Vielleicht brachte ich ja doch mehr Leid als Segen in diese Welt? Aber dann hätte mein Leben keinen Sinn.

Unweigerlich kamen mir die Worte eines meiner Lehrmeister in den Sinn, von dem ich vor vielen Jahren in einem der Dörfer südöstlich dieses Waldes unterrichtet worden war. Er hatte mir aus einem Buch des Schreibers Romanus vorgelesen. *Eine jede gute Seele ist ein Segen – und ob die Seele gut ist oder nicht, hat damit zu tun, ob wir zu unseren Fehlern stehen, sie schätzen und aus ihnen lernen. Es hängt davon ab, ob wir den anderen Menschen die gleichen Fehler zugestehen und ob wir all jenen gegenüber nachsichtig sind, die nicht so fähig sind wie wir selbst.*

Romanus der Schreiber war einer der geachteten Gelehrten der gesamten Insel. Bereits vor vielen Jahren war er durch die Lande gezogen und hatte Aufzeichnungen gesammelt und eigene verfasst. Alle großen Völker hatte er aufgesucht, um über sie zu schreiben, daher war er vermutlich der einzige Mensch, der von jeder Kreatur, vollkommen gleichgültig welcher Abstammung, geschätzt wurde.

Seine Worte zeugten von Reinheit und Weisheit, seine Schriften wurden überall verbreitet. Umso unverständlicher war es, dass trotz dieser hohen Wertschätzung seine Gedanken nicht in die Erziehung der Menschen Eingang gefunden hatten.

Es war eine traurige Tatsache, dass ausgerechnet die Menschen die ungerechtesten und hinterhältigsten aller Geschöpfe waren. Zumindes traf das auf all jene zu, mit denen ich zu tun hatte. Es waren Gauner, die entweder auf das Geld anderer oder den eigenen Vorteil aus waren. Sie stahlen, betrogen, verpiffen sich gegenseitig bei den Stadtwachen oder klagten andere Stadtbewohner an, die von niedrigerem

Stand waren, wodurch von vornherein klar war, dass ein jedes Urteil zu Gunsten des Klägers ausfallen würde.

Nachdenklich lehnte ich mich gegen einen Baum und betrachtete die Flammen, die um das Brennholz leckten. Der Tag hatte sich dem Ende zugeneigt, die Sonne war schon längst hinter den Bäumen verschwunden. Im Licht des spärlichen Feuers breitete ich meine Decke aus und legte mich schlafen.

Ich lag eine ganze Weile stumm da und sah zu meinem Hengst hinüber, der Gras fraß und hin und wieder ein paar Schritte tat. Ihm fehlten die Ausritte, das Reiten über weite Felder, durch dichte Wälder, das Hinwegpreschen über Hügelkuppen.

Dieses Pferd brachte mich immer wieder zum Staunen: War es noch so stur und bockig, so konnte ich mich dennoch stets darauf verlassen, dass es mir treu diente, und waren wir einmal getrennt, so kehrte der Hengst von sich aus zu mir zurück, als hätte ich ihm eingeflüstert, wo ich war.

Wie so oft hatte ich den Eindruck, dass etwas Besonderes in ihm steckte. Es war fast, als hätte er eine Spur von Menschlichkeit. Doch was ist Menschlichkeit? Worin unterscheiden sich Mensch und Tier? Im Denken, im gezielten Einsetzen von Wissen oder durch die Fähigkeit, erlernte Fähigkeiten zu erweitern und weiterzugeben?

Und was ist ein Elf? Gehören die Elfen zu den Oronin, welche oft zu den Tieren gezählt werden, oder gehören sie doch eher zu den Menschen? Vielleicht sind wir Menschen nur ein Teil von ihnen? Wie würde eine solche Erkenntnis die Weisen des Westlichen Reichs in Aufruhr versetzen! Was, wenn wir gar nicht das von Riefus erschaffene auserwählte Volk, sondern nur eine Abspaltung der Oronin wären, so wie die Elfen?

Es gibt so viele Kreaturen, die man nicht so einfach in Kategorien einordnen kann. Als Mensch betrachtet man die Arasien als Monster, wie auch die Renz, doch verfügen auch die Arasien über eine Sprache, unsere Sprache, haben eigene Volksstämme, können mit Kriegswaffen bes-

ser umgehen als geübte Soldaten, und ich wage zu behaupten, dass sie nicht mörderischer sind als wir. Ist nun eine Kreatur, die tötet, um zu überleben, um die Herde zu beschützen, um das Territorium zu verteidigen, denn so viel mehr voller Sünde als ein Mensch, der aus Gier, Neid oder Hass, aus Verachtung, Intoleranz oder Verzweiflung tötet?

Denn man weiß, ein Arasier tötet, wenn man unerlaubt in sein Territorium eindringt, er tötet, wenn er Gefahr wittert, doch grundsätzlich achtet er jede Kreatur. Bei den Menschen und Elfen hingegen frage ich mich, aus welchem Grund sie es tun. Gibt es Momente, in denen man töten darf? Ist töten verzeihlich, wenn man einen triftigen Grund hat? Auch ich töte, um zu überleben. Doch rechtfertigt das meine Taten?

Die Fragen wiederholten sich, sie drehten sich alle um denselben Kern, und je mehr ich darüber nachdachte, umso stärker wurde mir klar, dass es keine einfachen Antworten auf diese Fragen gab.

Bald wurden mir die Augenlider schwer und ich fiel in einen tiefen Schlaf.

Ein Mädchen lief über eine Blumenwiese. Es rannte umher, lächelte und war glücklich. Ihr langes schwarzes Haar wehte im Wind und ließ die spitzen Ohren der Elfen sichtbar werden.

Sie lief auf ihre Mutter zu, sprang in ihre Arme und lachte laut. Die Mutter tollte mit der Tochter herum und sang ihr ein altes Lied vor, dessen Klänge sich so friedlich anhörten.

»Mutter, was sind das für Blumen?«

Die Mutter setzte die Tochter ab und lächelte. »Das sind Rosen, sie sind ein Symbol der Liebe. Du trägst ihren Namen, meine kleine Rose.«

Rose berührte die Pflanze, deren Namen sie trug. Plötzlich wurden ihre Augen ganz groß, sie runzelte die Stirn und fragte: »Mutter, was ist das Seltsames, dort hinter dir?«

Die Mutter stand auf und drehte sich um. Ihr Lächeln erstarrte. Männer in schwarzen Umhängen waren wie aus dem Nichts erschienen.

»Lauf, Rose! Lauf zurück!«, schrie die Mutter ihrer Tochter verzweifelt und voller Angst zu.

Rose hielt eine Rose, die sie eben gepflückt hatte, in der Hand und sah ihre Mutter verständnislos an. Sie lächelte verunsichert, wusste nicht, warum die Mutter Angst hatte.

»Rose, lauf!«, schrie die Mutter ein letztes Mal, ehe einer der Männer sie so grob von hinten packte, dass man das Brechen von Knochen hörte. Die Mutter schrie vor Schmerz auf.

Ein Messer mit Widerhaken wurde der Frau in den Rücken gestoßen und gewaltsam wieder herausgezogen, Blut spritzte heraus und befleckte den Umhang des Angreifers, der ihr ein weiteres Mal die Klinge in den Körper stieß, in die Brust, sodass die Tochter mit ansehen musste, wie die Mutter verstümmelt wurde.

»Kleine, warum weinst du?« Ein Mann stand plötzlich neben dem Mädchen, ein breites Grinsen auf dem Gesicht. »Verschwende keine Tränen, meine Süße, sie hatte es nicht anders verdient!« Dann schlug er kräftig zu, und das Mädchen stürzte tot zu Boden. Die Rose, die sie in der Hand gehalten hatte, wirbelte durch die Luft und landete erst viel später als das Mädchen im Gras.

Mit einem lauten Schrei erwachte ich aus dem Traum. Schweiß stand mir auf der Stirn, die Angst saß noch tief in meinen Knochen.

Es sind die Schwerter...

Mit weit aufgerissenen Augen sah ich mich um.

Von einem Schmied geschmiedet...

Diese Stimme in meinem Kopf, sie machte mich wahn-sinnig.

Die Klinge den Träger krönt...

Ich war aufgesprungen und blickte mich um, suchte

nach dem Ursprung der Stimme. Nachdem ich mich dreimal um mich selbst gedreht hatte, blickte ich in das Gesicht einer schönen Frau mit langem rotgoldenem Haar, das lockig über die Schulter des seidenen Kleids fiel.

Der Eine unterdrückt, der Andere befreit...

Die Frau verschwand, erlosch, wurde Luft, als wäre sie nie da gewesen.

Ich hatte Angst, richtige Angst. Machte ein paar Schritte, stolperte und stürzte, zückte mein Messer, robbte verzweifelt am Boden umher, bis ich schließlich mit dem Rücken gegen einen Baum stieß und mich dagegen presste. Ich zog die Beine an und verharrte zit-ternd in dieser Stellung.

Mein Herz schlug laut, mir schien, als würde es durch den ganzen Wald dröhnen. Ich brauchte lange, bis ich mich wieder beruhigt und gesammelt hatte. Fragen schwirrten in meinem Kopf herum. Wer war diese Frau, wer war die Mutter, wer dieses Mädchen Rose, wer die fremden Männer, was hatten die Worte zu bedeuten?

Ich hatte bisher zu jenen Menschen gehört, die ihre Träume als reine Illusion betrachteten. Aber ich hatte bis-her auch noch nie einen solch lebensechten Traum gehabt, deshalb konnte ich ihn nicht einfach abtun. Ich war verunsichert und es gab nur einen Menschen, der mir all dies erklären konnte...

Rasch stand ich auf, steckte das Messer weg, ging zum Lager zurück und packte meine Sachen zusammen. Hastig sattelte ich Nothon und verstaute meine Habseligkeiten in den Taschen. Mit einem letzten Blick vergewisserte ich mich, dass nichts mehr herumlag, stieg auf und ritt los. Ich wollte weg von hier, möglichst schnell und möglichst weit, einfach nur weg.

Nothon war sichtlich erleichtert darüber, von diesem trostlosen Ort fortzukommen, und lief so voller Elan, als würde eine junge Stute ihn in jener Stadt erwarten, auf die wir zuhielten.

Der Himmel zwischen den Baumkronen wurde langsam hell und als wir schließlich die breite Straße erreichten, die aus dem Wald hinausführte, stieg am Horizont bereits die Sonne empor.

Ohne weitere Pausen ritten wir den Vormittag durch, bis wir am späteren Nachmittag zu einer kleinen Anhöhe gelangten.

Der Hengst bog vom Weg ab und plagte sich den Hügel hinauf, bis wir schließlich den höchsten Punkt erreichten.

Eine Windböe fuhr mir durchs Haar und für einen Moment stockte mir der Atem, als sich die Landschaft vor mir auftrat.

Man konnte weit über Felder und Wälder bis in den Südosten hinaus blicken, wo in der Ferne mehrere Straßen zusammenliefen und in eine Stadt mündeten, von der man kleine Rauchwölkchen aufsteigen sah.

Der Fluss, der sich durch die Ebene und das Hügelland den Weg vom Süden bis zu den Hafestädten im Nordosten bahnte, war verdreckt und voller Müll, nachdem er die große Stadt durchflossen hatte.

Ein Lächeln huschte über mein Gesicht, war dies doch der Ort, der mir so sehr verhasst war wie kaum ein anderes Fleckchen auf der Landkarte – und doch bedeutete mir diese Stadt so viel, weil *sie* von dort kam, *sie*, die mir alles bedeutete, *sie*, die viel mehr zu sein schien, als ich gedacht hatte, *sie*, die kein Soldat anzuklagen wagte, *sie*, die alles überstanden hatte, *sie*, die trotz ihres Standes doch immer geachtet wurde, *sie*, die man das Hexenweib nannte.

Dein Geist Dich führt, Dein Schwert Dir gebührt...

Erschrocken wirbelte ich herum. Erneut war da die Stimme jener so schönen geisterhaften Frau. Doch außer dem Hengst und mir war weit und breit niemand zu sehen.

All die Jahr hat sie über Dich gewacht, nun ist ihr Werk vollbracht...

Erneut stieg Angst in mir auf, ich hatte wieder die Bilder aus dem Traum vor Augen, sah, wie die Elfenmutter verstümmelt wurde und die Tochter qualvoll starb.

Du Leid erfährst und Liebe erlernst.

Wütend warf ich meinen Kopf herum, doch da war niemand. Dennoch fühlte ich die Anwesenheit dieser Gestalt, dieser unbekanntenen, magischen und furchteinflößenden Gestalt.

Führst in den Krieg

Kind, Frau und Mann

Trägst fort keinen Sieg,

Ein Volk Dir folge,

Zwei weitere dann,

Wirst Du der König sein

Ohne Reich und Golde,

Doch Macht und Stärke sind Dein.

Die Stimme wurde leiser bis hin zu einem Flüstern, das der Wind aus weiter Ferne herzuwehen schien, dann folgte Stille. Als diese Traumgespinste mir im Geiste erschienen und mich zugleich eine unbestimmte Furcht ergriff, biss ich wütend die Zähne zusammen, schüttelte den Kopf, als könnte ich so das Innere abschütteln wie ein Hund den Dreck aus seinem Fell, und gab meinem Pferd einen Tritt.

Mit einem Fluch auf den Lippen blickte ich zum Horizont, wo die Sonne hinter weit entfernten Hügeln, Wäldern und Siedlungen bald untergehen würde. Es war recht spät geworden, die Zeit war schnell vergangen. Ich musste das Hexenweib aufsuchen, nur sie würde wissen, was es zu tun galt. Sie würde den Traum und all die geheimnisvollen Botschaften deuten können.

Die Nacht war grausam kalt. War es Angst oder nur die Kälte, die meinen Leib erzittern ließ?

Meine Kleidung war durchnässt von Schweiß und dem leichten Nieselregen. Sie fühlte sich hart und steif an, war halb gefroren, und selbst die Pferdedecke, in die ich mich eingewickelt hatte, vermochte mich kaum zu wärmen.

Ich konnte kein Auge zutun. Seit meiner Kindheit hatte ich die Dunkelheit nicht mehr gefürchtet, aber jetzt war mir innerlich bange.

Welch böser Geist wollte von mir Besitz ergreifen? Welch Fluch lastete auf mir, der mir meine Gedanken raubte und mich solch körperlichen Schmerz fühlen ließ?

Endlich tat sich ein heller Schein auf und kurz darauf blickte ich ins grelle Sonnenrund, das zunächst nur als kleiner Punkt am Horizont erschien. Nun, im Licht des heranbrechenden Tages, sah ich meine blassen, zitternden Hände. Sie waren leicht bläulich gefärbt und auch der Schmerz in den Beinen ließ sich wohl durch die Kälte erklären.

Erleichtert atmete ich auf. War es also doch nur die Natur gewesen, die mich bezwungen hatte, und nicht ein böser Geist! Anscheinend wurde ich langsam verrückt – es war an der Zeit, das Hexenweib aufzusuchen!

Gähmend streckte ich meinen Körper, packte die Decke zusammen und schwang mich auf meinen Hengst. Da ich am Tag zuvor eine weite Strecke zurückgelegt hatte, konnte die Stadt nicht mehr fern sein. Ich musste mich beeilen, um noch vor dem Öffnen der Stadttore einzutreffen.

An der Weggabelung traf ich bereits auf die ersten Reisenden, die auf einem Ochsenkarren saßen. Sie hatten Fässer geladen und Säcke mit Korn, doch da die Säcke nicht prall gefüllt waren und die beiden Bauersleute abgemagert wirkten, schloss ich, dass die Ernte auch in diesem Jahr schlecht ausgefallen war.

Die Säcke waren mit der kaiserlichen Krone gekennzeichnet. Vermutlich mussten die Leute das Getreide als Steuer an den Kaiserhof abliefern. Ein jeder wusste, dass diese Abgaben nicht selten selbst wohlhabende Händler zu armen Bettlern machten. Die reichen Kaufleute hingegen schienen einen Weg gefunden zu haben, noch mehr Geld anzuhäufen, und so wurde die Kluft zwischen der armen Bevölkerung und dem reichen Adel zunehmend größer.

Die Steuereinnahmen waren so hoch, dass damit ganze Städte errichtet werden konnten. Manche Reisende berichten von einer prächtigen Stadt nahe dem großen See, die in den letzten Jahren erbaut und erweitert worden war, doch wohin flossen die restlichen Einnahmen?

Nothon schnaubte verächtlich, nachdem er die Witterung weiterer Menschen aufgenommen hatte. Wachsam sah ich die Straße entlang, die eine Biegung durch den Wald machte. Unweit vor uns marschierte eine Gruppe von Menschen im Takt eines Liedes. Die paar Wortfetzen, die ich aufschnappte, handelten von Huren, Kneipen, großen Saufgelagen und dem ewigen Ruhm des Kaisers.

Vorsichtig schob ich mir die Kapuze über den Kopf und verbarg Kinn, Mund und Nase unter einem kleinen Halstuch. Auch wenn es unwahrscheinlich war, dass Soldaten mich so kurz vor ihrer Heimatstadt aufhalten würden, wollte ich es nicht darauf anlegen, erkannt zu werden.

Erkannt zu werden, schoss es mir durch den Kopf. Wie sollten die Menschen mich denn erkennen? Ich war ein Ausgestoßener, ein Einsiedler, der keine Steuern zahlte. Gewiss würde dies ausreichen, um mich in ein Verlies zu sperren, doch dann hätte man mich ja durchfüttern müssen. Stattdessen wurden Männer wie ich zu Krüppeln geschlagen und dann zu den Schweinen in den Stall gesperrt.

Aber warum sollte mir dieses Schicksal drohen? Schließlich könnte ich doch auch ein Reisender sein, jemand, der in der Stadt eine Familie mit gutem Namen aufsuchen möchte. Dennoch konnte ich mich nicht beruhigen. Etwas schien an mir zu nagen, bis es mir plötzlich wieder bewusst wurde, warum mich die Menschen mieden.

Meine Haut war zu dunkel, das Haar zu kurz geschoren und mein Bart gestutzt. Man sah mir also an, dass ich nicht von nördlicher Herkunft war, und die Südländer trugen

ihr Haar länger und hatten Vollbärte. Nein, Männer, die gekleidet waren wie ich, waren zweifellos Ausgestoßene oder gar Verbrecher – Mörder und Banditen!

Ich ritt nun näher an die Soldaten heran, den Kopf und die Schultern gesenkt, den Rücken zum Buckel gekrümmt. So sah ich wie ein müder, harmloser Reisender aus.

Als ich an den Männern langsam vorbeiritt, fielen mir die blanken Schilde und glänzenden Rüstungen auf. Selbst ihre Helme, die meist am wenigsten gepflegt wurden, sahen kaum getragen aus. Sogleich wurde mir bewusst, wohin die Steuergelder flossen. Der Kaiser ließ also Rüstungen für seine Truppen anfertigen – und wenn selbst die der einfachen Fußsoldaten so glänzten, wie würden dann erst seine stolzen Reiter ausgestattet sein?

Auch ein Mann mit seinen drei Söhnen war auf der Straße unterwegs. Ihre Kleider waren abgetragen und zerschlissen. Das Haar der Burschen war viel zu lang und verfilzt, sie sahen abgemagert und schwach aus. Sie ließen die Schultern hängen und hielten den Kopf gesenkt. Im barschen Befehlstone und mit einem Hieb mit der Rute forderte der Vater die Burschen auf, meinem Pferd Platz zu machen und mir einen Gruß auszusprechen.

Auch wenn ich nirgendwo das Abzeichen des Kaisers auf meinem Gewand trug, so war ich immerhin im Besitz eines Pferdes, und die allgemeine Regel war, den Wohlhabenderen zuerst zu grüßen.

Noch ein Stück weiter wurde ein Karren von einem Lasttier gezogen. Drauf saßen ein Mädchen und eine Frau, wahrscheinlich Mutter und Tochter. Während die Tochter unruhig hin und her wippte, wurde sie ständig von der Mutter belehrt, die ihr das Kleid zurechtzupfte und ihr gutes Benehmen beizubringen versuchte. Ich vermutete, dass das Kind, das kaum mehr als zehn Winter zählen mochte, noch am selbigen Tage verheiratet werden sollte. Es kam oft vor, dass die Bauern, wenn sie in die Städte fuhren, um dort ihre Ware zu verkaufen, jungen

Kaufleuten oder Soldaten ihre älteste Tochter – welche so wunderschön sei, dass ein jeder Nachbarssohn sie zum Weib haben wolle – versprochen. Viele Männer willigten in diesen Handel ein, kauften dem Bauern die gesamte Ware ab, luden ihn zum Essen ein und zeigten sich großzügig, um im Gegenzug das junge Mädchen ausgehändigt zu bekommen, das selten so schön war wie versprochen, doch da der Bräutigam am Hochzeitstag meist zu betrunken war, um sich darüber zu beschweren, raubte er seinem jungen Weib die Jungfräulichkeit, um sie dann am nächsten Tage wieder fortzuschicken oder aber als Magd schufteten zu lassen.

Als nach einer Wegbiegung endlich die hohen Stadtmauern zu sehen waren, zügelte ich mein Pferd und wurde langsamer. Vor dem großen Tor warteten bereits etliche Wanderer und Händler ungeduldig darauf, eingelassen zu werden. Demnach war ich gerade noch rechtzeitig angekommen, denn im selben Moment erschall von jenseits der Mauern der Klang eines Horns, und auf Befehl eines Wachmanns wurde das breite Holztor aufgezogen und danach die Zugbrücke über den mit fauligem Wasser gefüllten Burggraben herabgelassen.

Die wartende Menschenmenge setzte sich langsam in Bewegung und kramte nach den Kupferstücken, die bei den Wächtern als Zoll abgegeben werden mussten. Ein jeder musste sich mit Papieren ausweisen und den Grund seines Aufenthalts bekannt geben, die Händler mussten sogar den Namen eines Kunden nennen, um so die Konkurrenz fremder Handelsleute zu verhindern.

Als ich schließlich an der Reihe war, holte ich vier Kupferlinge hervor und drückte drei davon heimlich in die Hand des Torwächters. Mit einem Kopfnicken deutete ich ihm, dass mir der Name leider entfallen sei, und als Grund meines Aufenthalts gab ich den Besuch der Bordellstraße an. Der Wächter entblöbte grinsend seine fauligen Zähne und ließ mich durch. Wanderern wie mir gewährte man gerne Zutritt. Wir kamen von weit her

und hatten die Absicht, unser Geld in den Schenken und Freudenhäusern auszugeben, um tags darauf wieder weitzuziehen.

Ich bahnte mir den Weg durch die Menschenmenge und zog die Zügel meines Pferdes nach. Nothon schnaubte unruhig und schlug mit dem Kopf nach dem einen oder anderen Passanten, der ihm zu nahe gekommen war.

Die Versuchung, in den Sattel zu steigen, war groß, doch würde ein Reiter – und Südländer obendrein! – zu sehr die Aufmerksamkeit der Wachen und Soldaten erwecken. Also musste ich mich zwischen Körpern hindurchzwängen, deren Ausdünstungen mich teilweise an den Geruch eines Fischmarkts erinnerten.

Hesana war vermutlich eine der schmutzigsten Städte im gesamten Westlichen Reich. Selbst an der Hauptstraße – der Prachtstraße – wirkten die Häuser heruntergekommen, und die einst schön bemalten Fassaden waren durch den Qualm der Kamine mit einer schmutzig-grauen Schicht überzogen. Obwohl die Stadt weder an einem der wichtigen Handelswege lag noch von fruchtbaren Feldern umgeben war, fand man immer Arbeit in der Stadt, da hier ein Großteil der Rüstungen der kaiserlichen Soldaten hergestellt wurde.

Für das Schmieden der Schwerter, Helme, Harnische, Schilde und Messer brauchte es kräftige Männer, die wenig sprachen, nichts von Politik verstanden und nicht über den spärlichen Lohn klagten. Folglich waren viele Bürger Hesanas von zwielichtiger Herkunft. Diebstahl und Überfälle standen an der Tagesordnung.

Ich näherte mich dem Marktplatz, auf dem reges Treiben herrschte. Die Leute riefen sich wüste Beschimpfungen zu, Händler stritten über die Preise, Kinder versuchten bei den Gemüse- und Obstständen Äpfel zu stehlen und Frauen bezirzten ihre Ehegatten, Stoff für neue Kleider zu kaufen.

Ich nahm eine schmale Gasse, die vom Markt weg in einen ruhigeren Teil der Stadt führte. Dort, unweit des

Hauptplatzes, gelangte ich schließlich zu einem kleinen Wirtshaus, in dem ich meistens nächtigte, wenn ich Hesana aufsuchte. Diese Herberge war erstaunlich sauber, und außerdem kannte ich den Wirt bereits und wusste, dass er einer von denen war, die keine Fragen stellten, und sofern man ordentlich dafür zahlte, legte er den Wächtern auch gefälschte Papiere über seine Kundschaft vor.

Nachdem ich Nothon an einem der Pfosten vor der Wirtsstube festgebunden hatte, betrat ich den düsteren Raum. In der Ecke lag ein Mann über einen Bierkrug gebeugt, neben ihm schlief ein weiterer Trunkenbold und zu beider Füßen lag ein hässlicher Hund, dem zähflüssiger Sabber aus dem Maul lief.

Am anderen Ende der Stube fegte ein junger Bursche den Boden und stellte die Stühle auf den Tisch. Hinter dem Tresen stand ein breitschultriger Mann mit roter Haarmähne, der gerade damit beschäftigt war, Gläser mit einem Tuch, das von braunen und schwarzen Schleiern durchzogen war, auszuwischen.

»Wir haben noch geschlossen!«, brummte der Rothaarige, ohne dabei die kleine qualmende Pfeife aus seinem Mundwinkel zu nehmen.

»Solange die Bezahlung stimmt, das Bier in den Krug reinkimmt!«, antwortete ich mit verstelltem Akzent.

Der Wirt stellte das Glas weg, nahm die Pfeife aus dem Mund und beugte sich etwas vor, um mich genauer betrachten zu können. »Tim? Bist du es?« Er lachte laut auf und schlug mit der Hand auf den zerkratzten Holztresen. »Tim, mein Freund, was verschlägt dich in diese seelenlose Stadt?« Der Rotbärtige nannte jeden seiner Stammkunden, die sich nicht vorstellten, Tim – vermutlich, weil Tim ein recht häufiger Name in der Stadt war. Da er selbst sich mir auch nie vorgestellt hatte, rief ich ihn der Einfachheit halber Tom.

»Ja, ich bin es.« Mit einem Lächeln trat ich näher an ihn heran.

»Bursche, eile hinaus und führe den schwarzen Hengst in den Stall!«, rief Tom dem Jungen zu, der gerade die Stube ausfegte. »Wieder hier, um ein paar Geschäfte abzuwickeln?« Er holte ein Glas unter dem Tresen hervor und schenkte mir ein, bis das Bier über den Rand schwappte. »Neulich waren wieder ein paar Reisende hier«, begann er mit gedämpfter Stimme zu erzählen. »Sie sprachen davon, dass man erneut einen Stamm der Arasien gefangen genommen habe. Wie es aussieht, versucht der Kaiser die seelenlosen Bestien der Wälder ganz gezielt abzuschlachten.«

»Dann müsste er ja unzählige Menschen hinrichten lassen«, scherzte ich und nahm einen kleinen Schluck von dem Getränk. »Gab es wieder Angriffe von den Arasien?«

»Die kaiserlichen Boten haben das zumindest so verkündet.« Der Wirt beugte sich etwas vor und senkte erneut die Stimme. »Ich weiß eine Arbeit für dich.«

Etwas überrascht hob ich die Augenbrauen. Tom kannte sich gut in der Welt der Verborgenen aus. Er wusste stets, wo es Handwerker, Händler, Kaufleute und Meister gab, die Arbeiter suchten. Sie zahlten zwar schlecht, aber dafür stellten sie keine Fragen. Schon öfter hatte mir der Wirt auf diese Weise die eine oder andere Arbeit vermittelt, und wenn man sich geschickt anstellte, konnte man in wenigen Tagen erstaunlich viel zusammensparen – sofern man bereit war, auch gefährliche und waghalsige Aufträge anzunehmen.

»Ich bin zwar nicht des Geldes wegen hergekommen, doch vielleicht sagt mir die Arbeit ja zu.« Zugegeben, ich verspürte tatsächlich nur wenig Lust, für andere Leute die Drecksarbeit zu erledigen, doch der Wirt hatte – wie schon so viele Male zuvor – meine Neugierde geweckt.

»Ein sehr einflussreicher – und wohlhabender – Mann wünscht, dass eine Hure zum Schweigen gebracht wird.«

»Du weißt, dass ich fürs Morden nicht viel übrig habe.«

Tom zuckte mit den Schultern und fuhr fort, die Gläser auszuwischen. »Keiner hat was von Töten gesagt.«

Ich nahm wieder einen Schluck von dem wässrigen Bier. »Wenn ein Freier sich an einem Weib vergriffen hat oder sich selbst in eine peinliche Situation gebracht hat, so werde ich ihn nicht darin unterstützen, das Weib zum Schweigen zu bringen! Selbst wenn sie eine Hure ist. Was hat die, von der du gesprochen hast, denn angestellt?«

Tom verzog kaum merklich den Mund. »Wer?« Er setzte das Glas ab und sah mich mit verwirrter Miene an. Das mochte ich an ihm: Er war ein Mann, wie es nur sehr wenige gab, einer, der nie mehr als nötig sprach und der ein Geheimnis für sich behalten konnte. Deshalb war auch mindestens die Hälfte seiner Kundschaft Namenlose oder solche, die sich den Namen eines anderen angeeignet hatten. Natürlich wussten auch die kaiserlichen Soldaten davon, doch Tom hatte die seltene Gabe, sich im Falle des Falles überzeugend dumm zu stellen. Zudem zahlte er vermutlich den doppelten Betrag an Steuern, was in Zeiten wie diesen in einer Stadt wie dieser einen jeden Soldaten dazu brachte, nicht zu genau nachzufragen.

»Ist das oberste Zimmer frei?«, fragte ich nach einer Weile.

Der Wirt nickte stumm, warf einen Blick zur Eingangstür und holte einen Schlüssel unter der Schürze hervor. »Du kennst ja den Weg.«

Ich nickte und wollte schon nach dem Schlüssel greifen, als Tom ihn zurückzog. »Erst wird bezahlt!«

»Du alter Blutsauger, als hätte ich dir schon jemals die Miete vorenthalten.«

»Prinzipien sind nun mal Prinzipien.«

Aus dem kleinen Beutel, der unter dem Mantel versteckt an meinem Gürtel hing, fischte ich ein paar Kupferlinge hervor und legte sie auf den Tresen. »Das sollte für zwei Nächte reichen.« Schließlich holte ich zwei weitere Kupferstücke hervor und übergab sie ihm unauffällig, während ich nach dem Schlüssel griff. »Die sind dafür, dass du vergessen hast, dass ich hier bin.«

»Keine Papiere, keine Namen, keine Erinnerungen, kein Verrat.« Tom zwinkerte mir zu und steckte die Münzen ein.

Währenddessen huschte ich bereits über die knarrende Treppe zur Galerie hinauf, von der man in die Stube hinunterblicken konnte.

An ihrem Ende führte eine kleine Treppe in das nächste Stockwerk und dort angekommen musste man mit dem Schlüssel die letzte Tür des langen Gangs aufsperrn, um über eine schmale Wendeltreppe noch weiter hinauf zu gelangen.

Jede einzelne, mit dickem Staub bedeckte Stufe knarrte unter meinen Schritten. Modergeruch stieg mir in die Nase, während ich mit ausgestreckten Armen nach der Tür und dem Schloss tastete.

Die Türe glitt mit einem leisen Ächzen auf und ich betrat das düstere Zimmer. Schnell zog ich die Vorhänge auf und öffnete die kleinen Fenster, um Licht und frische Luft in den Raum zu lassen.

Schließlich setzte ich mich mit einem leisen Seufzer auf die Bettkante. Schon mehrere Male hatte ich hier genächtigt – zumeist dann, wenn ich die Soldaten fürchten musste. Tom hatte dieses Zimmer eigens für Gäste meines Standes auf dem flachen Dach des Wirtshauses anbauen lassen. Der Boden bestand aus unbehandelten Holzbrettern, welche direkt auf das alte Dach genagelt worden waren, was den Nachteil hatte, dass es besonders in der kalten Jahreszeit eisig war und man bei starken Regengüssen nasse Füße bekommen konnte. Bestimmt waren so manche Wandteile – hinter großen, schäbigen Bildern verborgen – von Schimmel überzogen, doch das kümmerte mich wenig. Kaum jemand wusste von diesem Raum, und von der Straße aus war er nicht zu sehen, da sich der aufgestockte Teil so weit hinten befand. Wurde man verfolgt, konnte man durch das Fenster über das Dach zum Nebengebäude fliehen.

Es klopfte, und der Bursche, der zuvor die Stube ausgefegt hatte, trat mit meinem Gepäck ein. Schüchtern stellte

er die Taschen bei der großen Truhe neben der Tür ab und hielt den Blick gesenkt. »Euer Pferd ist in den Ställen untergebracht. Wenn Ihr zahlt, bekommt es auch Heu«, teilte er mir mit zaghafter Stimme mit.

Ohne ein Wort zu sprechen, drückte ich ihm das Geld in die Hand – mit natürlich einem zusätzlichen Kupferstück, das mir sein Schweigen zusicherte – und scheuchte ihn aus dem Raum.

Ich überprüfte den Inhalt meiner Satteltaschen und verstaute sie zusammen mit den meisten meiner Waffen und dem Rückenschwert in der Truhe, die ich abspernte. Den Schlüssel steckte ich ein und legte mich anschließend samt meiner Kleidung, dem Breitschwert und den Stiefeln ins Bett. Nur den Mantel hatte ich ausgezogen und an den einzigen Haken an der Wand gehängt. Kurz darauf war ich auch schon in einen traumlosen Schlaf gefallen.

2. KAPITEL

Mit einem leisen Gähnen erhob ich mich aus dem Bett. Müde blinzelte ich mir den Schlaf aus den Augen und schlug mir auf die Wangen, um munter zu werden. Es schien noch die Sonne durch das Fenster, weshalb ich annahm, dass ich nicht allzu lange geschlafen haben konnte.

Leise verließ ich das Zimmer und stieg die Stufen hinunter, immer darauf bedacht, keine frischen Abdrücke in der Staubschicht zu hinterlassen.

Anstatt in die Wirtsstube begab ich mich jedoch in den Stall, wo Nothon an einem Pflock festgebunden war und gerade Heu fraß.

Der Hengst wieherte auf und zog an seinen Zügeln. Schnell befreite ich ihn aus dem Zaumzeug und gab ihm eine Möhre zu fressen.

Als ich auf die Straße hinaustrat, war es bereits späterer Nachmittag. Die Leute wirkten allesamt müde und mach-

ten in ihren verdreckten Lumpen einen erschreckenden Eindruck. Es dauerte nicht lange, da kam auch schon der erste Mann auf mich zu, ein Krüppel, dem ein Arm wohl als Strafe für Diebstahl abgeschlagen worden war. Mit flehenden Gesten und bettelnden Worten streckte er mir die Hand entgegen und zupfte an meinem Mantel. Das erregte sofort die Aufmerksamkeit weiterer Bettler, die nun herbeihumpelten, in der Hoffnung, von einem Fremden eine mildtätige Gabe zu erhaschen, doch ich schüttelte nur den Kopf und eilte mit schnellen Schritten davon.

Zwar war ich wohlhabender als die meisten Menschen, die in diesem Teil der Stadt wohnten, doch war ich der festen Überzeugung, dass ein jeder Mann, der kräftig genug war, in einer Stadt wie dieser Arbeit bekommen könne. Kein Mensch arbeitet gerne in einer Gerberei oder mühte sich bei den Webern ab, wo man Stoffe in kaltem, schmutzigem Wasser walken musste, doch statt zu betteln würde ich lieber bis zum Umfallen schufteten, zumal ein verarmter Mensch ohnehin kein langes Leben zu erwarten hatte.

In der Hauptstraße tummelten sich Bewohner aus den wohlhabenderen Vierteln, die auf dem Weg zu den Märkten waren oder gerade von dort kamen und die erworbenen Güter nachhause schlepten.

An einer Straßenecke übten sich Spielleute im Gesang und ernteten Gelächter wie auch Bewunderung, an einer anderen stand ein Mann von kleinem Wuchs auf einem Podest und verkündete mit krächzender Stimme die neuen Erlässe. Jeder Stadtbewohner war verpflichtet, sich über die neuen Gesetze und Bestimmungen zu informieren, doch bezweifelte ich, dass man sich auch daran hielt, denn in einer korrupten Stadt wie dieser bestimmte das Geld über Recht, Unrecht, Anklage und Verurteilung.

Lautes Gejohle erregte meine Aufmerksamkeit. Eine Straße weiter drängten sich Dutzende Bürger um eine der Attraktionen. Als ich näher kam, konnte ich die laute Stimme des Mannes hören, der die Aufregung ausgelöst hatte.

»... Kupferstücke, für sieben Würfel! Wir haben schrumpelige Äpfel, faulige Eier, schimmeliges Brot und – als besonderes Geschenk für jeden, der sieben Mal diese hässliche Fratze trifft –, einen Krug mit der Pisse meines Weibes!« Kaum hatte der fettleibige Mann zu Ende gesprochen, johlten die Schaulustigen auf und klatschten Beifall.

Neugierig trat ich näher und schob mich durch die Reihen, bis ich schließlich freie Sicht auf eine Kreatur hatte, deren Leib an ein hölzernes Gerüst gekettet war. Schwere Eisenringe und dicke Ketten verhinderten jede Bewegung.

Ganz langsam hob diese Kreatur, am ganzen Leib beschmutzt und verdreckt, den Kopf. Die gelben Augen, die in den Augenhöhlen förmlich aufzuleuchten schienen, waren mit einem Mal auf mich gerichtet, so als hätten sie die ganze Zeit nur mich im Visier gehabt.

Im selben Augenblick drängten sich zwei Burschen vor mich und stießen mich zurück. Ein Gefühl von Entsetzen und Abscheu gegenüber all jenen, die dieses bedauernswerte Wesen mit Dreck bewarfen, stieg in mir hoch.

»Rächt euch für all die Untaten dieser Bestien!«, schrie der fette Mann weiter. »Nur ein Kupferling für jeden Wurf auf diesen widerwärtigen Arasier!«

Mit schnellen Schritten eilte ich von diesem Ort fort. All dieser Hass auf andere Völker führte zu ständigen Kämpfen und Überfällen. Wenn die Menschen die Arasien derart behandelten, wunderte es mich nicht, dass diese eine Siedlung angegriffen hatten.

Ich gelangte zum Hauptplatz, in dessen Mitte ein großes Podest stand. Mehrere Zimmermänner waren gerade dabei, einen Galgen aufzustellen, während zwei kräftige Burschen einen ungefähr hüfthohen blutdurchtränkten Baumstumpf anschleppten, an dessen Seite ein Brett mit halbrundem, halsbreitem Ausschnitt angebracht war. Folglich waren für den morgigen Tag gleich mehrere Hinrichtungen vorgesehen.

Ich nahm die erste Straße, die von dem Platz weg in westliche Richtung führte, wo sich das Hurenviertel befand.

Ich musste nicht weit gehen, als auch schon ein junges Weib mit offenem lockigen Haar und einem Kleid, das nur leicht zugeschnürt war, auf mich zukam. Sie grinste mich auffordernd an und entblößte dabei ihre schief stehenden Zähne.

Nachdem ich sieben Straßendirnen abgewiesen hatte, kam keine weitere mehr auf mich zu, denn wer sieben abweist, der sucht entweder nach einer bestimmten oder *einem* bestimmten.

Inzwischen war ich zur *Straße des Vergnügens* gelangt, wo ein jedes Haus ein Bordell war und eine Frau – sofern sie nicht in teuren, geschlossenen Kleidern steckte und das Haar unter einer Haube zusammengebunden hatte oder in Begleitung eines Mannes war – zur Verfügung stand. Dies war das Paradies für einen jeden Freier, hier tummelten sich unzählige junge Mädchen, die kaum dem Kindesalter entwachsen waren, hier wurde man für die Gewaltanwendungen an den verstümmelten Frauen nicht bestraft und hier war man vom ehelichen Treuegelübde entbunden.

Entschlossen schritt ich auf eines der älteren Mädchen zu. Als sie meinen Blick auffing, lächelte sie mich an, fuhr sich verführerisch mit den Fingern durchs Haar und ließ die andere Hand über ihre Rundungen gleiten, die unter der eng geschnürten Bluse deutlich sichtbar waren. Ich schenkte ihr auch ein Lächeln, nahm ihre Hand, führte sie an meinen Mund und küsste sie, wie es unter den wohlhabenden Edelmännern Brauch war. Als die Dirne die Hand wieder zurückzog, umklammerten ihre Finger die Kupfermünze, die sie unauffällig in ihre Tasche gleiten ließ. Sie ließ sich nichts anmerken, woraus ich schlussfolgerte, dass sie die Geste verstanden hatte. »Ich bin auf der Suche nach einer Frau«, sagte ich leise.

»Deshalb kommt ihr Männer doch her!«, hauchte sie mit lasziver Stimme.

»Gewiss.« Ich räusperte mich. »Die Frau, die ich suche, ist jedoch als das Hexenweib bekannt.«

Schlagartig verfinsterte sich das Gesicht der Hure. Nicht bloß hatte sie eben einen Kunden verloren, er fragte auch noch nach *ihr*. »Ich weiß nicht, wen Ihr meint.«

»Sie betreibt vermutlich ein Bordell in dieser Straße, und bestimmt hast du von ihr gehört.«

»Es tut mir leid, doch ich kann Euch nicht weiterhelfen.« Sie schickte sich an zu gehen, als ich sie am Handgelenk fasste und zurückzog.

»Sie ist eine Bekannte von mir. Ich bin mir sicher, ein weiteres Kupferstück wird deiner Erinnerung auf die Sprünge helfen.«

»Drei!«

Ich griff in meine Tasche und gab ihr das Geld. Mit einem schnellen Blick vergewisserte sie sich, dass uns keiner beobachtete, und ließ die Kupferstücke in ihrem Kleid verschwinden. »Wenn Ihr der Straße nach Süden folgt, so ist zu Eurer Rechten ein Haus mit roten Fensterläden. Dort lebt ein altes Weib, das die Soldaten als Hexe bezeichnen.«

»Hab Dank!«

»Ihr solltet dort nicht hingehen, sie ist... sonderbar.« Ihr Blick wirkte besorgt.

»Das war sie schon immer.« Der sanfte Tonfall meiner Stimme schien sie zu beruhigen, schließlich zuckte sie mit den Schultern und strich mir mit der Hand über die Wange. »Wenn ich etwas für Euch tun kann, so lasst es mich wissen!«

»Heute nicht, danke. Wie ist dein Name?«

»Die meisten nennen mich Resa.«

»Vielleicht begegnet man sich ja aus einem anderen Anlass wieder. Einen schönen Tag noch, Resa.« Ich winkte ihr zum Gruß und eilte die Straße weiter. Zum einen war ich überrascht, wie schnell – und einfach – ich den Aufenthaltsort des Hexenweibs in Erfahrung gebracht hatte, zum anderen wunderte es mich, dass die Dirne überhaupt bereit gewesen war, über die Hexe zu sprechen. Ich

glaubte ihren Worten, ihre Augen sprachen die Wahrheit, es sei denn, sie war durch und durch verlogen, was bei einer wie ihr nicht undenkbar war.

Tatsächlich befand sich ein Haus mit roten Fensterläden am Ende der Straße. Das Gemäuer machte einen schlechten Eindruck, der Mörtel des unteren Stockwerks war herabgebröckelt, das Holz, aus dem die beiden oberen Stockwerke gebaut waren, bog sich in alle Richtungen, war teils von undefinierbarem Grün überzogen und durchnässt von den Regengüssen der Wochen zuvor.

Als ich die Tür, die aus den Angeln gerissen war, aufschob, kam mir ein modriger Gestank entgegen. Der Boden war mit einem roten Teppich ausgelegt, der einst prächtig geleuchtet und Kunden angelockt haben mochte, nun war jedoch nur noch ein zerschlissener, mit Löchern durchsetzter Bodenbelag übrig geblieben. An den Wänden konnte man die Umrisse eines dicken Vorhanges und hinter Wandschirmen verborgene Kerzenhalterungen ausmachen.

Im spärlichen Licht, das durch die Fensterläden fiel, tappte ich die knarzenden Stufen hinauf und sah mich im Obergeschoss um. Vom Gang führten fünf Türen weg. Hinter der einen oder anderen war das lüsterne Stöhnen von Freiern zu vernehmen.

»Ein neuer Kunde?« Erschrocken riss ich den Kopf herum und sah eine Frau lautlos die Treppe vom zweiten Obergeschoss herunterkommen. Sie trug ein ausladendes schulterfreies Kleid, das über der Brust mit ein paar Schnüren zusammengehalten war. Die Wangen und nackten Schultern waren von prächtigen dunklen Locken umrahmt. Ihre haselnussbraunen Augen, die von unzähligen kleinen Fältchen umgeben waren, leuchteten im schummrigen Licht.

»Aber das ist doch... Preston, du bist es wirklich!« Gebannt starrte mich das Hexenweib an, die Hand vor die Brust gehalten. Kurz huschte ein Lächeln über ihre

Lippen, das jedoch gleich wieder einem sorgenvollen Blick wich. »Ich hatte dich gebeten, den Städten fernzubleiben.«

Ich schwieg. Wie sehr sehnte ich mich danach, hinzulaufen und sie in meine Arme zu schließen, doch ihre Augen, den Tränen nahe, schienen mir Enttäuschung auszudrücken. Wie sehr hatte ich sie vermisst, und nun stand sie mir so abweisend gegenüber.

»Komm, hier oben können wir ungestört reden«, sprach sie mit leiser Stimme, senkte ihr Haupt und ging die Treppe hinauf.

Wortlos schloss sie ihr Zimmer auf und riss die Vorhänge auf.

Das kleine Zimmer war lediglich mit einem breiten Bett, einer großen Kleidertruhe, einem Tischchen mit einem Stuhl und einer Waschschüssel ausgestattet.

Mit einem unangenehmen Gefühl setzte ich mich auf die Bettkante. Wie viele Männer sich wohl schon in diesem Bett vergnügt hatten?

Das Hexenweib schloss die Türe ab und wandte sich mir langsam zu. Sie stand eine Weile wortlos da, dann endlich kam sie auf mich zu und schloss mich fest in ihre Arme. Sie drückte mir einen Kuss auf die Wange und fuhr mir durchs Haar. »Du hast dich so verändert!«, stieß sie unter Tränen hervor. »Ich hätte dich kaum wiedererkannt!«

Ich löste mich aus ihrer Umarmung und trat einen Schritt zurück, um sie betrachten zu können. »Du hingegen bist immer noch so hinreißend schön wie vor Jahren.«

Sie lächelte und ließ sich auf dem Bett nieder. Ihr Blick glitt zu meinem Schwert, das in der goldenen Scheide an meinem Gürtel hing.

»Was erfüllt dich so mit Sorge?«, ergriff ich das Wort.

»Ich weiß, dass du die Stadt trotz meiner Warnung bereits mehrmals aufgesucht hast – doch nie bist du zu mir gekommen.«

Mein Gesicht errötete vor Scham. Wie hatte ich nur annehmen können, dass ihr meine Besuche in der Stadt

verborgen bleiben würden. »Ich befürchtete... du würdest mich tadeln«, stammelte ich hilflos.

»Du hättest besser auch diesmal nicht kommen sollen!«, wies sie mich in recht forschem Ton zurecht. »Es gibt einen guten Grund, warum ich nicht wollte, dass du kommst.«

Verwirrt ließ ich mich auf dem kleinen Stuhl nieder. »Warum... erkläre es mir! All die Jahre blieb ich auf dein Geheiß hin von dir fern, obwohl ich dich stets vermisste. Nun jedoch, da ich vor dir stehe, weist du mich zurück, als sei ich in Ungnade gefallen!«

Das Hexenweib seufzte tief, ihre Brust hob und senkte sich. »Du bist nicht aus Sehnsucht zu mir gekommen. Es gibt einen anderen Grund, der dich dazu bewogen hat, all meine Warnungen in den Wind zu schlagen«, fuhr sie fort.

Erneut starrte ich sie verwundert an. All ihre Worte erschienen mir rätselhaft.

»Es sind die Träume, die dich jagen«, flüsterte sie leise und geheimnisvoll. »Die Frau mit dem goldenen Haar ist dir erschienen, nicht wahr?«

»Woher weißt du davon?«

»Man nennt mich nicht ohne Grund das Hexenweib, mein Junge.« Sie lächelte, ehe sie erneut die Stirn in Falten legte.

»Was haben diese Träume zu bedeuten? Wer ist diese Frau mit den goldenen Haaren?«

»Du kennst ihren Namen aus alten Mythen, aus den Geschichten der Elfen, die ich dir einst erzählt habe. Wir beide, sie und ich, haben all die Jahre über dich gewacht. Vielleicht erinnerst du dich an jene Nächte, in denen du dem Tod nahe warst und ich dir nicht zu Hilfe eilen konnte. In jenen Nächten warst du ihr bereits begegnet.« Das Hexenweib schüttelte lachend den Kopf. »All deine Krankheiten, Knochenbrüche, die Kämpfe, hast du dich nie gefragt, wie du all das überleben konntest? Ohne die Hilfe der Gottheiten wärest du schon längst im Reich der Toten.«

»Diese Frau... sie ist eine Gottheit?«, fragte ich erstaunt und ertappte mich dabei, dass ein Gefühl von Stolz in mir aufstieg.

»Nein, doch sie wacht über dich, wie Oros über das Meer oder Arasis über die Wälder.«

»Warum?« Langsam wurde ich ungeduldig, ergaben doch all ihre Worte keinen Sinn!

»Du hast eine Aufgabe zu erfüllen.«

»Welche Aufgabe? Ich bin ein Ausgestoßener, ein Einsiedler, ein freier Mann – und niemandem verpflichtet!«

»Du bist den Gottheiten verpflichtet!«, herrschte sie mich an. »Wage es nicht, dich über ihre Entscheidungen hinwegzusetzen. Sie haben dich gestärkt, und nun liegt es an dir, ihnen deine Ehrerbietung zu erweisen.«

Schuldbewusst senkte ich das Haupt. Ich wollte das Hexenweib nicht erzürnen, zumal ich ja selbst auch schon den Gedanken gehegt hatte, dass die Gottheiten über mich wachen würden. »Sprich, welche Aufgabe erwartet mich?«

»Verpflichte dich dem Weib mit dem goldenen Haar! Sie wird dir deine Aufgabe verkünden.«

»Sie sprach von Schwertern, von Unterdrückung und Befreiung, hat jedoch nie mich erwähnt.«

»Erinnerst du dich nicht an den Traum? Die Männer, die die Mutter des Mädchens – Rose war ihr Name – töteten. Zweifellos hast du die neuen Rüstungen der Soldaten bemerkt und von den Gerüchten gehört, eine große Stadt sei im Osten erbaut worden. Eine Stadt, die als Todesstätte für so viele Arasien, Bettas, Renz und Elfen bestimmt ist. Kaiser Mandossar will nicht nur seine Macht erweitern, er will alle großen Völker vernichten – einzig die Menschen sollen überleben, weil sie die Auserwählten seien.«

»Die Völker vernichten? Niemals! Dazu sind sie zu stark. Selbst die Hetzjagden zwischen den Oronin und Arasien haben nie eines der Völker ernsthaft schwächen können.«

»Du irrst, Preston! Es hat bereits begonnen. In den Wäldern hier im Westen gibt es kaum noch Arasien – du selbst solltest dies nur zu gut wissen!

Sobald der letzte Arasier vertrieben sein wird, wird die westliche Elfenstadt, die Heimat der Oronin, angegriffen, vielleicht auch schon früher.«

»Warum sollte er sie nicht angreifen, solange das Elfenvolk noch mit den Arasien in den Nordwäldern beschäftigt ist?«

»Mandossar bekämpft die Arasien schon seit Jahren. Sollte er jedoch selbst die mächtigen Elfen angreifen, würde Arasis' Volk die wahren Pläne des Kaisers durchschauen und sich womöglich mit den Elfen verbünden.«

Eine Weile dachte ich über die Worte des Hexenweibs nach. Gewiss, Mandossar wollte seine Macht ausdehnen und das Westliche Reich von den anderen Kreaturen säubern, doch wie konnte all dies vor unseren Augen verborgen geschehen? Um eine Stadt wie jene der Oronin anzugreifen, brauchte es ein gewaltiges Heer. »Die Oronin sind gut in den Wäldern versteckt, man sagt, sie wären nicht aufzuspüren.«

»Die Elfenmagier haben zwar vereinzelt Wanderer und Krieger in die Irre leiten können, doch gegen ein Heer von Hunderten Soldaten sind selbst die Magier der Oronin machtlos.«

Ich war sprachlos. »Dann gibt es dieses Heer wahrhaftig?«

Das Hexenweib nickte traurig. »Verpflichte dich dem Elfenvolk. Es wird deine Aufgabe sein, die Elfen des Nordwestens gegen die kaiserlichen Truppen anzuführen.«

»Ich? Warum gerade ich? Ich kenne nicht einmal den genauen Aufenthaltsort der Oronin.«

»Warum *nicht* gerade du? Du bist ein erfahrener Krieger, ich habe dich sowohl das Verhandeln als auch das Kämpfen gelehrt. Du kannst lesen, schreiben, bist ein begabter Handwerker und dein Streben nach Gerechtigkeit ist ausgeprägter als bei allen anderen Menschen, die ich kenne

– und das sind viele. Man wird auf all deine Fähigkeiten angewiesen sein. Außerdem wirst du als Mensch den Kaiser richtig einschätzen können.«

»Wohl kaum werden die Elfen mich aufnehmen und als ihren Anführer akzeptieren.«

Das Hexenweib neigte den Kopf nachdenklich zur Seite. »Es gibt eine Prophezeiung.«

»Eine Prophezeiung?«

»Ja, eine Prophezeiung.«

Ich musste auflachen, stand auf und schritt durchs Zimmer. »Ist das wirklich dein Ernst?«

Sie nickte und erhob sich ebenfalls. »*Es sind die Schwerter... Von einem Schmied geschmiedet... Die Klinge den Träger krönt... Der Eine unterdrückt, der Andere befreit...* Dies sind keine Worte aus einem Gedicht.« Ihre Worte trafen mich wie ein Faustschlag. Mein spöttisches Lachen gefror mir im Gesicht. Das waren genau die Worte, die die Frau mit dem goldenen Haar gesprochen hatte. Wie konnte das Hexenweib davon wissen?

»Ich habe dein Schicksal an jenem Tag besiegelt, als ich dir das Schwert überreicht habe.« Sie war auf mich zugekommen und legte nun die Hände auf meine Schultern.

»Wie kann ein Schwert mein Schicksal besiegeln?«

»An deinem Schwert haftet eine Geschichte.«

»Welche Geschichte?«

»Jene Geschichte, die bei den Elfen ihren Anfang nimmt.«

»Soll das bedeuten, dass du mich zu den Elfen schickst?«

Sie nickte langsam. »Doch bevor du gehst, habe ich noch etwas für dich.« Sie öffnete die Truhe mit einem Schlüssel legte die paar Kleider, die sie herausfischte, achtlos beiseite und klopfte schließlich mehrmals gegen den Truhnenboden, als würde sie etwas suchen. Dann holte sie ein Messer unter ihrem Kleid hervor und hantierte damit im Truhneninneren herum, bis sie sich endlich wieder aufrichtete und mir einen kleinen Beutel überreichte. »Viel Zeit wird vergehen, ehe du diesen Beutel öffnen wirst. Auf

deinem Weg werden sich dir viele Fragen stellen und du wirst dich lange in Geduld üben müssen, bis du bereit bist, die Antworten zu erkennen. Öffne den Beutel erst, wenn du bereits weißt, was sich darin befindet, denn sonst würde dich die Antwort – die der Inhalt dir liefert – nur verwirren und du würdest unüberlegt handeln oder von deiner Bestimmung abkommen.«

Wortlos nahm ich den Beutel, der leer zu sein schien, entgegen, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, und befestigte ihn an meinem Gürtel, ehe ich sie wieder fragend ansah. »Was genau soll ich tun?«

»Reite zu den Elfen und folge deiner Bestimmung.«

»Wie finde ich die Elfen?«

»Sie leben inmitten der Wälder, es sollte dir nicht schwer fallen, doch Sorge dich vielmehr...« Sie hielt plötzlich inne und starrte zum Fenster hinaus, als würde sie dort jemanden vermuten.

»Was ist...?« – »Sei still!«, zischte sie und trat näher an das Fenster heran.

Ein Surren erklang, danach schien alles still zu stehen, und während ich nachgrübelte, wo ich dieses Geräusch denn schon gehört haben mochte, schrie das Hexenweib auf, doch es war kein schriller Schrei, es war ein ersticken-des Röcheln.

Mit einem Schlag wurde mir bewusst, was das für ein Geräusch war! Ein Pfeil kam durchs Fenster geschossen und traf das Hexenweib am Hals. Von der Wucht des Geschosses wurde sie zurückgeworfen, wobei sie sogleich von einem weiteren Pfeil durchbohrt wurde. Blut befleckte mein Gesicht. Das warme Rot brannte auf meinen Wangen wie Feuer und tausend Messerstiche.

Das Hexenweib fiel – fiel zurück in das Bett, in dem sie so viele Männer beglückt hatte. Blut floss aus der Wunde an ihrem Hals, bahnte sich den Weg zwischen ihren Brüsten und färbte den Stoff ihres Kleides tiefrot. Ein dritter Pfeil durchstieß ihren Unterleib. Noch immer stand ich regungslos vor ihr, die Arme ausgestreckt, um

sie zu halten, doch sie entglitt meinen Händen. Ihr Mund war halb geöffnet, die Augen weit aufgerissen. Sie streckte die bereits kraftlosen Finger nach mir aus.

Verzweifelt stürzte ich mich auf sie, umfasste ihren Kopf, betastete die Wunde an ihrem Hals. Ich konnte all dies nicht fassen! Warum? Warum sie? Warum jetzt?

»Mein Werk ist getan.« Mit ihrem letzten Atemzug hauchte sie diese Worte und schwand danach mit einem friedlichen Blick und einem nahezu glücklichen Lächeln in meinen Armen dahin.

Lautes Poltern erklang am Gang vor dem Zimmer. Ich zählte die Schritte vierer Männer, die – dem metallenen Klang zufolge – vermutlich alle bewaffnet waren.

Mit einem schnellen Satz war ich beim Fenster, wo ich im letzten Schein der Sonne die Umrisse zweier Gestalten erkennen konnte, die mit Bögen und Köchern das Weite suchten.

So schnell ich konnte, war ich aus dem Fenster und auf das Dach geklettert, von wo aus ich zum Nachbarhaus hinübersprang.

Die vier Männer waren mir bereits auf den Fersen und erklimmen eine Leiter, die von den Dächern zur Straße hinunterführte.

Die Holzhäuser in diesem ärmlichen Wohnviertel waren eng aneinandergereiht und man konnte so mühelos von Dach zu Dach springen.

Hinter mir waren die Rufe der Soldaten zu hören, die das Zimmer, in dem das Hexenweib in einer Blutlache lag, gestürmt hatten. Inzwischen war ich zu jener Stelle gekommen, von wo aus die Pfeile abgeschossen worden waren.

Noch nie zuvor war ich so schnell über Dächer gesprungen oder Leitern hinabgestiegen. Ich bahnte mir einen

Weg durch die Menschenmenge und jagte den flüchtenden Mördern hinterher, die brutal jeden beiseite drängten, der sich ihnen in den Weg stellte.

Männer, die Waffen bei sich trugen und nicht in den Rüstungen der Stadtwachen und Soldaten steckten, erregten mehr Aufmerksamkeit als ein Fremder, der mit Blut befleckt war – was allerdings im Dämmerlicht nicht so deutlich sichtbar war.

Hinter mir konnte ich die Schritte und warnenden Rufe der Soldaten hören – aber ich bezweifelte, dass sie dasselbe Ziel verfolgten wie ich.

Den beiden Männern gelang es trotz ihres Vorsprungs nicht, mich abzuschütteln, im Gegenteil, da die Soldaten dicht hinter mir waren, wichen die Leute rasch zur Seite und boten mir somit die Möglichkeit, schneller voranzukommen.

Ich sah die beiden Schurken von der Hauptstraße in eine menschenleere Gasse abbiegen und konnte ihnen gerade noch rechtzeitig folgen, um zu erkennen, dass sie in eine andere Nebengasse verschwanden.

Meine Verfolger schienen sich aufgeteilt zu haben, da das Klirren der Schwerter und Rüstungen nicht mehr so laut zu hören war. Auch war die Gasse nicht breit genug, als dass mehr als zwei Mann nebeneinander laufen konnten.

Die beiden Männer vor mir schienen sich im Gewirr der Gassen und Wege gut auszukennen und wechselten häufig die Richtung, doch ihre lauten Schritte, die von den Mauern der Häuser widerhallten, verrieten mir stets ihren Fluchtweg.

Plötzlich war nichts mehr zu hören. Ich eilte das letzte Stück einer schmalen Gasse entlang, die schließlich in einen kleinen Platz mündete, von dem kein weiterer Weg fortführte. Für einen Moment befürchtete ich, die beiden Männer verloren zu haben, als hinter mir die Rufe der Soldaten erschallten und ich zur nächsten Scheune eilte, um mich dort zu verstecken.

Kaum hatte ich das Scheunentor zugezogen, konnte ich hören, wie der erste der Soldaten laut keuchend stehen blieb.

Finsternis umgab mich. Ich war in einem Meer aus Schatten und Dunkelheit gefangen. Leise schlich ich über den mit Stroh ausgelegten Boden zur Wand, um mich dort niederzukauern.

Draußen waren immer noch die Stimmen der Soldaten zu hören. Sie berieten sich kurz und begannen dann die angrenzenden Häuser und Scheunen zu durchkämmen.

Der Duft von Heu stieg mir in die Nase und ich folgte diesem Geruch, bis ich den Schatten eines großen Haufens vor mir liegen sah, in dem ich mich schnell versteckte.

Doch nun nahm ich noch einen weiteren Geruch wahr, es war der Gestank von Schweiß, gemischt mit jenem, den man aus den Gerbereien kannte.

Angst stieg in mir auf. Ich hielt verzweifelt den Atem an und lauschte. Anfangs konnte ich nur mein laut hämmerndes Herz hören, aber war da nicht auch noch das Hämmern eines zweiten Herzens? Ich begann sachte herumzutasten und berührte den Stoff eines Mantels, der den weichen Körper eines Menschen umhüllte.

Plötzlich fühlte ich mich schwach, Schweiß trat aus all meinen Poren, meine Hand zitterte, die Muskeln spannten sich an, doch bevor ich etwas sagen oder tun konnte, wurde die Tür der Scheune mit einem lauten Krachen aufgestoßen und Soldaten stürmten mit Fackeln in den Händen herein.

Nun war es an der Zeit zu kämpfen. Ich hatte schon nach meinem Schwert gegriffen, war bereit, aufzuspringen und die Gestalt neben mir anzugreifen, doch seltsamerweise verharnte ich weiter reglos in meinem Versteck. Es war nicht Angst, die mich dazu trieb, sondern vielmehr meine Vernunft, die mir eingab, dass ich mich besser ruhig verhalten sollte.